Allgemeines
Conversations-Taschenlexikon.

Oder

Real-Encyklopädie

der

für die gebildeten Stände nothwendigen Kenntnisse und Wissenschaften.

In alphabetischer Ordnung.

Zweiundsechzigstes Bändchen.

Quedlinburg und Leipzig.

Druck und Verlag von Gottfr. Basse.

1832.

Trollhätta, ein großer Wasserfall in dem schwedischen Flusse Gothelbe, welcher aus dem Wenersee kommt und bei Gothenburg ins Meer fällt. Nahe beim Ausflusse des Stroms aus dem See fällt das Wasser bis 12 Klafter hoch mit einem solchen Getöse herunter, daß man es auf 2 Meilen weit hören kann. 1793 unternahm eine Gesellschaft von Privatpersonen die Ausführung eines Canals, um den Schiffen eine Fahrt neben den Wasserfällen hin zu eröffnen, und 1800 ward derselbe mit einem Kostenaufwande von 360,000 Thlrn. vollendet. Wie wichtig dieses Werk zur Beförderung des Handels und der Schifffahrt von Schweden ist, sieht man daraus, daß 1809 die Zahl der denselben passirenden Fahrzeuge 3080, und das Schleusengeld 26,830 Thlr. betrug. Der ganze Canal, welcher ¼ schwedische Meile lang, 22 Fuß breit, und an den niedrigsten Stellen über 7 Fuß tief ist, hat 9 Schleusen und 56 Ellen Fall. Wenn die Verbindung des Wenersees mit dem Hielmar- und Mälersee vollends hergestellt sein wird, so können Seefahrzeuge von Stockholm nach Gothenburg kommen, ohne den Sund zu passiren.

Tromp (Martin Harpertzoon), ein berühmter holländischer Seeheld, geb. zu Briel 1579. Schon im 8. Jahre ging er zu Schiffe mit nach Indien; und von einem englischen Kaper gefangen, lernte er hier bald die Künste des kleinen Seekrieges. In der Folge gerieth er auch in türkische Gefangenschaft, trat nachher in die Dienste der Generalstaaten und ward 1639 Admiral von Holland, griff die spanische Flotte mehrere Male an und erlangte durch den über sie erfochtenen

Sieg einen großen Namen. Bei den Streitigkeiten zwischen England und Holland i. J. 1652 erlitt er, wiewohl unschuldig, einige Unfälle, wurde deshalb zwar auch seiner Stelle entlassen; allein bald wurde sie ihm wieder übertragen und er schlug nun die englische Flotte unter Blake. In Verbindung mit de Ruyter verloren sie in einer dreitägigen Schlacht (1653) gegen die Engländer; allein in der Schlacht zwischen Scheveningen und der Maas durchbrach er die feindliche Linie, wurde aber umzingelt und, von seiner eignen Flotte verlassen, sank er, von einer Kugel getroffen und gab hier, glücklich sich preisend, fürs Vaterland zu sterben, den Geist auf (6. Aug. 1653). Ein glänzendes Grabmal zu Delft ehrt sein Andenken, das noch der Staat durch Denkmünzen, auf ihn geschlagen, zu erhöhen suchte. 33 siegreiche Seetreffen werden ihm zugeschrieben. — Auch sein Sohn **Cornelius Tromp**, geb. 1629, erlangte den Ruhm seines Vaters. Zwar hatte er viel mit Kabalen zu kämpfen und auf de Ruyters Anklage ward er seiner Stelle als Befehlshaber entsetzt; allein auch er hatte, wie sein Vater, die Genugthuung, daß, als i. J. 1673 der Krieg mit Frankreich und England ausbrach, er, mit seinem Nebenbuhler ausgesöhnt, wieder in Dienst genommen wurde, wo er denn durch mehrere Siege gegen die Engländer sich besonders auszeichnete und von diesen selbst, nach hergestelltem Frieden, aufs ehrenvollste behandelt wurde. Nach de Ruyters Tode ward er Admiral-Generallieutenant der verein. Staaten und starb 1691 zu Amsterdam.

Trompete (ital. clarino). Dies bekannte Blasinstrument, aus einer langen und dünnen, dreifach zusammengelegten metallenen (messingenen, silbernen, oder kupfernen) Röhre bestehend, oben mit einem Mundstücke versehen, unten in eine weite Oeffnung auslaufend, hat den Umfang von Tenor G bis Discant C. Es grenzt an das

Waldhorn, mit dem es nicht allein gleichen Umfang hat (nur eine Octave höher), sondern auch gleiche Leiter.

Tropäen oder Trophäen (τροπαια) sind Denkmäler zum Zeichen eines erhaltenen Siegs, von eroberten Waffen zusammengesetzt, im weitern Sinne Siegeszeichen aller Art. Die alten Völker richteten dergleichen gewöhnlich an dem Orte auf, wo sie einen Sieg erfochten hatten. Schon in den frühesten Zeiten hing man bei den Griechen die dem Feinde abgenommenen Waffen oder Beute an einer Eiche oder einem Oelbaume auf, und zwar so, daß sie die Figur eines Bewaffneten vorstellten. Von dem nächsten Baume wurden Zweige heruntergehauen bis äuf einige wenige, an welche Schilder, Schwerter, Spieße ꝛc. gehangen wurden; den obern Gipfel bedeckte man mit einem Helme, und an den Stamm wurde ein Panzer oder Harnisch gestellt. Dann wurden auch von Holz Träger der Tropäen errichtet, nicht aber von Stein, weil die Griechen Anfangs die Denkmale der Feindschaft nicht fortdauern lassen wollten. Erst späterhin errichtete man auch Tropäen aus Bronze und Marmor, selbst aus Gold, und sie waren ein Gegenstand, der oft auf Münzen abgebildet wurde. Die Sinnbilder der besiegten Provinzen oder Städte wurden zuweilen unten an dem Stamme in trauernder Stellung angebracht, dem Ganzen aber eine Inschrift, welche mit einigen Worten den gefochtenen Sieg andeutete, beigefügt. Auch geschah dies auf Altären. Zuweilen ward einem aufgehängten Schilde eine Inschrift gegeben, die den Sieg verewigte. Bei Triumphen (s. d.) pflegte man die Tropäen vor dem triumphirenden Feldherrn herzutragen. In der Baukunst hat man nachher, zur Nachahmung derselben, allerhand Zierrathen in Holz oder Stein bei Gebäuden, besonders an Triumphbogen, angebracht.

Trope (griech. τροπος, Umkehrung), diejenige Umänderung des gewöhnlichen Redegebrauchs, vermittelst deren an die Stelle des

eigentlichsten Ausdrucks, zur Beförderung der Anschaulichkeit und Lebhaftigkeit der Darstellung, ein andrer uneigentlicher und bildlicher gesetzt wird. Die Tropen unterscheiden sich folglich von bildlichen Redefiguren dadurch, daß sie die Bezeichnung der Hauptvorstellung in der Rede selbst verändern und den Gegenstand mit seinem Gegenbilde vertauschen. Sie heben eine einzelne Idee aus einer Gedankenreihe hervor, während die andern Figuren eine ganze Ideenreihe in ihren Theilvorstellungen beleuchten. — Die tropische Ausdrucksweise ist so alt, als die Anwendung der Sprache auf unsinnliche Begriffe. Das Bedürfniß, Begriffe zu bezeichnen, für welche der unvollkommene Sprachschatz nicht ausreicht, nöthigte, aus dem vorhandenen Vorrathe von Bezeichnungsmitteln Benennungen sinnlicher Gegenstände, nach oft nur dunkel gefühlten Aehnlichkeitsbeziehungen, auf unsinnliche Begriffe überzutragen. Es gibt keine Sprache, die nicht eine große Anzahl solcher tropischer Ausdrücke besäße, welche zum Theil, wie Geist, Tugend, Begriff, Urtheil, im Verlaufe der Zeit ihre erste eigentliche Bedeutung verloren, zum Theil dieselbe neben der uneigentlichen bewahrt haben, wie Anschauung, erwägen u. a. Allein diese reichen für den Zweck sinnlich-lebendiger Darstellung nicht hin, indem sie durch langen Gebrauch sich mit dem eigentlichen Begriffe, den sie ausdrücken, so innig vermählt haben, daß die eigentliche sinnliche Bedeutung, wenn sie nicht durch die nächsten Umgebungen hervorgehoben wird, ohne Wirkung für Veranschaulichung und Belebung der Rede verloren geht. »Mit jedem Jahrhundert«, sagt Jean Paul (»Vorsch. z. Aesth.«, Abth. 2), »verliert eine Flur von Dichterblumen ihre lebendige Gestalt und vermodert zu todter Materie«. So entsteht für die lebhaftere Darstellung das Bedürfniß neuer versinnlichender Bezeichnungen, und diese sind es eigentlich, welche die Rhetorik als Mittel zur Schönheit des Ausdrucks unter dem Namen von Tropen aufführt. Sie

erheben und beleben die Darstellung, indem sie Das, was in seiner ursprünglichen Gestalt bloß Sache des Verstandes sein würde, dem Gefühl und der Einbildungskraft näher bringen. Zu dem Ende genügt es ihnen nicht, das Unsinnliche zu versinnlichen, sondern sie verstärken auch oft wohl einen sinnlichen Begriff durch einen andern verwandten, aber anschaulichern, wie dies bei der personificirenden Metapher der Fall ist. — Was die verschiedenen Arten von Tropen betrifft, so hat man ihrer bald mehr, bald weniger gezählt. Quintilian klagt über das Unbestimmte und Streitende in den Meinungen der Grammatiker über diesen Gegenstand. Der Grund davon lag in der unkritischen Vermischung der Begriffe von Figuren und Tropen. Er versuchte daher eine genauere Scheidung und Begrenzung beider. Wie schwankend aber auch seine Ansicht hierüber gewesen, würde sich aus dem bloßen Verzeichniß seiner Tropen ergeben, von denen bei weitem die Mehrzahl augenscheinlich in die Reihe der bloßen Redefiguren gehört. Der Erste, der sich das Verdienst einer strengen Sichtung erwarb, war Adelung. Wenn er aber zu den Tropen nur die Metonymie, die Synekdoche und die Metapher rechnet, so scheint er hiermit den Begriff nicht zu erschöpfen. Neuere fügen daher mit Recht die Allegorie und Personendichtung (Prosopopöie, Personification und Sermocination) hinzu, deren tropische Natur allerdings nicht verkannt werden kann.

Tropenländer sind die Länder zwischen den Tropen oder Wendekreisen, deren genauere Kenntniß wir hauptsächlich den großen Forschungen Alex. v. Humboldt's verdanken. Alles, was Klima und Vegetation und überhaupt die Natur Schönes und Großes hat, vereinigt sich in diesen Gegenden. In einer senkrechten Höhe von 14,400 Fuß erscheinen, von den Palmen- und Pisanggebüschen des Meeresufers bis zum ewigen Schnee, die verschiedenen Klimate gleichsam

schichtenweise über einander gelagert. In jeder Höhe erleidet die Luftwärme, Jahr aus, Jahr ein, fast keine Veränderungen; Alles in der Atmosphäre geht nach unwandelbaren Gesetzen. Daher hat jede Höhe unter den Tropen ganz bestimmte Eigenheiten, die von so mannichfaltigen Formen sind, daß ein Gebirgsabhang der peruanischen Andeskette, welcher 500 Klaftern hoch ist, mehr Verschiedenheit in Naturerzeugnissen darstellt, als eine vierfach größere Fläche in der gemäßigten Zone. Dies gilt ganz vorzüglich von dem Raume, welcher von 10° N. bis 10° S. Br. geht; näher nach den gemäßigten Zonen tritt schon mehr Unbestimmtheit und ein mehr unähnlicher Charakter ein. In dieser Gegend finden wir die Kette der Andes, deren höchster Gipfel, der Chimborasso, 3357 Klafter Höhe erreicht, den verheerendsten aller feuerspeienden Berge, den Kotopaxi (s. d.) von 17,712 Fuß, und den Antisana, dessen dick beeister Gipfel sich 2993 Klafter über die Meeresfläche erhebt. In den heißesten Gegenden ist die mittlere Luftwärme 27°, wenn sie in Paris und Rom 11° und 15° ist, und die Abnahme der Wärme verhält sich dergestalt, daß, wer unter den Tropen 1281 Klafter an der Andeskette hinaufsteigt, aus dem Klima von Berlin in das von Rom gelangt. Der Luftdruck muß natürlich unter diesen Umständen höchst verschieden sein. Je höher man gelangt, desto mehr nimmt Ermattung und Schwäche des ganzen Nervensystems zu; man fühlt bisweilen Neigung zum Erbrechen; über 2975 Klafter fließt das Blut aus Lippen, Augen und Zahnfleisch. So trocken auch die Luftschichten auf den Gebirgen sind, so schwebt doch ein fast immerwährender Nebel über 1283 Klafter an denselben, welcher dem Pflanzenwuchs dieser hohen Wildnisse ein unnachahmlich prangendes Grün leiht. Die tiefern Tropengegenden enthalten in ihrer viele Monate hindurch wolkenfreien Luft eine so große Menge Wasser, daß die Pflanzen sich bloß durch Anziehung desselben in der Trocken-

heit ganzer 5 — 6 Monate aufrechterhalten können; daß eine Blätterfülle ununterbrochen fortdauert in einem Lande wie Cumana, wo es oft in 10 Monaten weder Regen noch Thau und Nebel gibt. Die Höhe der untern Wolkenschicht scheint 615 Klafter zu betragen, die des dicken Gewölkes über 16—1700 Klafter, und die der kleinen leichten obersten Wölkchen 4104 Klafter. Die tiefen Luftschichten zeigen gewöhnlich eine nur geringe elektrische Ladung, die dagegen in den Wolken vereinigt zu sein scheint. Dieser Mangel an Gleichgewicht erregt heftige Gewitter, in der Ebene einige Stunden nach Mittag, in den Flußthälern stets bei Nacht; am stärksten sind diese in den Gebirgsebenen, über 1026 Klafter sind sie seltener, und noch höher zeigen sie sich höchstens nur in Hagel und Schnee. Sternschnuppen sind in diesen wärmern Ländern außerordentlich häufig. Humboldt hat die Luftbläue unter den Tropen viel dunkler gefunden als in gleicher Höhe in den gemäßigten Zonen. Von den Tropennächten sagt er: die schönsten spanischen und ital. Sommernächte sind nicht mit der stillen Majestät der Tropennächte zu vergleichen. Nahe am Aequator glänzen alle Gestirne mit ruhigem planetarischen Lichte. Funkeln ist kaum am Horizonte bemerkbar. Die schwächsten Fernröhre, welche man aus Europa nach beiden Indien bringt, scheinen dort an Stärke zugenommen zu haben: so groß und beständig ist die Durchsichtigkeit der Tropenluft. Wegen der Reinheit derselben ist das Licht der Sonne viel stärker als in Europa unter gleicher Höhe, sodaß man sich mehr vor der Helle als vor der Wärme fürchtet. Die verfinsterte Mondscheibe wird bei uns in der Regel nicht gesehen; aber in den Tropenländern erscheint sie in einem röthlichen Lichte, wie der Vollmond, wenn er über die Erde heraufsteigt. Die Nerven werden durch das Sonnenlicht, dessen Kraft an den niedern Gegenden geschwächt ist, in den höhern so gereizt, daß die Einw. von Quito und Mexico außer-

ordentlich über Schwäche klagen, wenn sie in 1800 Klafter Höhe den stechenden Sonnenstrahlen ausgesetzt sind. Von den Gebirgsarten liegt der Granit auch hier zu unterst. Auf ihm der Gneus, der in Glimmerschiefer, sowie dieser in Urthonschiefer übergeht. Auf ihm erscheint sodann der Porphyr, der Mandelstein, der Trapp und alle neuere Flötzformationen. Die Steinkohlenflötze der Tropengegend liegen oft 1352 Klafter hoch; Versteinerungen findet sich noch in einer Gegend von 2205 Klafter Höhe. An brennenden Vulkanen sind die Tropenländer vorzüglich reich. Nach glaubwürdigen Sagen war der Capa-Urcu einst höher als der Chimborasso, stürzte aber nach langen, durch 8 Jahre dauernden Ausbrüchen seines Vulkans zusammen, sodaß er jetzt Nichts als emporstarrende Zacken zeigt, die, wenn die sinkende Sonne sich an den beeisten Trümmern bricht, das herrlichste Farbenspiel geben. — In der Region der Palmen- und Bananengewächse, vom Meere an bis 513 Klafter Höhe, gibt es Mais, Cacao, Ananas, Orangen, Caffee, Zuckerrohr und Indigo; ferner Riesenschlangen, Manatis, Krokodille, Flußschweine, Allouaten, Sapajouaffen, Faulthiere, Papageien, Tannagras, Hoccos, Löwen, Jaguars, Tiger, Hirsche, Ameisenbäre, giftige Fliegen, Bremsen, Spinnen und Ameisen. In der Region der baumartigen Farrenkräuter, von 513—1026 Klafter, findet man alle Getreidearten, Baumwolle, den Tapir, das Nabelschwein; in der obern Region der Cinchona, von 1026 — 1539 Klafter, den stärksten Getreidebau, die Tigerkatze, Bären und den großen Hirsch. In den kalten Gebirgsstrecken von 1539 — 2052 Klafter, ist der kleine Pumalöwe, der kleine weißstirnige Bär und sogar manche Colibriart zu treffen. Die Region der Grasfluren, von 2052 – 2565 Klafter nährt Kameelschafe, Vicunas, Alcapas ꝛc. Der Condor allein schwebt in einer Höhe von 3334 Klaftern. Mehr hierüber s. in dem Werke: »Ideen einer Geographie der Pflanzen, nebst einem Na-

turgemälde der Tropenländer«, von A. v. Humboldt und A. Bonpland, und in den »Ansichten der Natur« von A. v. Humboldt (2. Aufl., Stuttg. 1826, 2 Thle., 12.).

Tropfbarkeit, s. Flüssigkeit.

Tropfen ist eine kleine Masse von Flüssigkeit, welche Kugelgestalt angenommen hat. Wovon aber ist die Kugelgestalt abhängig, welche der Regentropfen während seines Falls durch die Luft annimmt? Von der nämlichen mächtigen, durch das ganze Weltall verbreiteten Kraft des Zusammenhanges, welcher die Weltkörper ihre Kugelgestalt verdanken, welche verhindert, daß ein Stäubchen derselben verloren gehe, und von deren Dasein uns die Erscheinungen überzeugen, ohne daß wir im Stande wären, etwas Befriedigendes über ihre Natur anzugeben.

Tropfstein, s. Stalaktit.

Trophäen, s. Tropäen.

Trophonius, ein Sohn des Erginus, Königs von Orchomenos in Böotien. Er und sein Bruder Agamedes halfen dem Apollo den Tempel zu Chrysa bauen. Der Gott legte den Grundbau, sie aber steinerne Schwellen darüber. Sie erbauten auch den Tempel zu Delphi, und baten nachher den Gott um eine Belohnung dafür. Diese ward ihnen auf den 7. Tag verheißen, und sie wurden ermuntert, sich bis dahin durch Gastmahle zu ergetzen. Am 7. Tage wurden sie Beide im Schlafe todt gefunden. Andre erzählen: Beide errichteten dem Hyrieus ein Gebäude zur Aufbewahrung seiner Schätze, setzten aber einen Stein so in die Mauer ein, daß sie ihn des Nachts herausnehmen, von dem Gelde nach Belieben entwenden, und die Oeffnung wieder verschließen konnten, ohne daß etwas zu bemerken war. Hyrieus sah seinen Schatz täglich abnehmen, aber Thüren und Schlösser unversehrt. Er ließ also Schlingen legen, Agamedes fing sich darin;

aber Trophonius, um nicht verrathen zu werden, schnitt ihm den Kopf ab und nahm ihn mit sich. Bald nachher verschlang ihn die Erde im Hain Lebadia. (Nach A. geschah diese Geschichte bei dem König Augias in Elis, und es wird den beiden Brüdern dann noch ein dritter Mitgenosse ihrer Diebereien, Cercyon, zugegeben.) Trophonius floh aus Elis nach Lebadia in Böotien, legte sich unter der Erde eine Wohnung an, spielte hier den Wahrsager, starb in derselben, und ward in der Folge vergöttert. Diese Erzählung ist offenbar eine Erklärung von der, daß ihn die Erde verschlungen habe. Er erhielt in der Folge einen Tempel, worin er als Jupiter Trophonius, eine vom Praxiteles gearbeitete Statue, verehrt wurde, und theilte Orakel aus. Sein Orakel ward bei folgender Gelegenheit entdeckt. Eine 2jährige Dürre bewog die Böotier, das delphische Orakel um Rath zu fragen. Es befahl ihnen, sich an den Trophonius in Lebadia zu wenden. Lange suchten die Abgeordneten nach dem Orakel, welches Niemand kannte. Endlich sah der älteste von ihnen einen Bienenschwarm, dem sie nach einer Höhle hin folgten. Hier gewahrten sie die Gegenwart eines Götterwesens, bezeugten dem Tr. göttliche Ehrfurcht, erhielten eine befriedigende Antwort, und Unterricht, wie man ihn künftig verehren und um Rath fragen solle. Wahrscheinlich war also die Entstehung dieses Orakels eine Speculation der Priester zu Delphi. Von dem Orakel des Tr. werden in den griechischen Schriftstellern viele Fabeln erzählt, die wir hier ebenso wenig als die mancherlei dabei üblich gewesenen Gebräuche alle anführen können. Der Aufenthalt in der Höhle, in welche man auf einer Leiter steigen mußte, nachdem man besonders vorbereitet worden war, dauerte bald längere, bald kürzere Zeit. Einige kamen erst nach einem Tage und 2 Nächten wieder herauf. Die Priester brachten den Herausgekommenen sogleich auf einen Stuhl, Mnemosynens Sitz genannt, und fragten ihn, was er gesehen und ge-

hört habe. Was er hier in der Betäubung aussprach, galt als die Antwort des Orakels. Nun brachte man ihn in die Capelle des guten Genius und der Glücksgöttin, wo er nach und nach wieder zusich kam. Von dem fürchterlichen Eindruck der verschiedenen gräßlichen Erscheinungen auf das Gemüth des Abergläubischen behielten meistens Diejenigen, welche aus der Höhle zurückkehrten, ihr ganzes Leben hindurch einen Anstrich von Schwermuth und Traurigkeit, daher man von einem äußerst niedergeschlagenen Menschen sprichwörtlich zu sagen pflegte: Er kommt aus der Höhle des Trophonius. Die Priester hatten wahrscheinlich geheime Aus- und Eingänge in die unterirdische Höhle, um darin ihr Gaukelspiel zu treiben. Kam ein Vorwitziger hinein, dessen Rechtgläubigkeit man nicht traute, so mußte er auch wol für seine Kühnheit mit dem Leben büßen. So ging es einem Begleiter des Königs Demetrius, der in die Höhle hinabgestiegen war, um dort verborgene Schätze zu suchen. Er kam nicht wieder lebendig zum Vorschein, sondern sein Leichnam ward nachher an einem ganz andern Orte gefunden. — Trophonia waren feierliche Spiele, die dem Jupiter Trophonius zu Ehren jährlich zu Lebadia gehalten wurden.

Tropici, Wendekreise. Wenn die Sonne in der nördlichen Halbkugel ihren größten Abstand von dem Aequator erreicht hat, so tritt sie in einen Parallelcirkel, der etwa 23° 30′ vom Aequator absteht, und der nördliche Wendecirkel oder Wendecirkel des Krebses (tropicus borealis, tropicus cancri) genannt wird. Die nördliche Halbkugel der Erde hat alsdann den längsten, die südliche den kürzesten Tag. Die Sonne wendet sich dann, nähert sich wieder dem Aequator, und tritt zuletzt in der südlichen Halbkugel in einen Cirkel, der ebenfalls etwa 23° 30′ vom Aequator entfernt ist, und der südliche Wendecirkel oder der Wendecirkel des Steinbocks (tropicus austra-

lis, tropicus capricorni) genannt wird. Alsdann hat die südliche Halbkugel den längsten, und die nördliche den kürzesten Tag.

Tropisches Jahr, s. Jahr.

Troppau, ein seit 1614 dem fürstl. Hause Liechtenstein gehöriges Fürstenthum, liegt theils im troppauer Kreise des östreich. Schlesiens, theils im preuß. Schlesien (leobschützer Kreis, Regierungsbezirk Oppeln). Das preuß. Fürstenthum Troppau hat mit Jägerndorf und Hultschin über 17 QM., 3 St., 5 Mfl., 120 D., und 54,500 Einw. und den Hauptort Leobschütz. Der östr. Antheil von Troppau (mit 5 St., 1 Mfl., 160 D. und 76,000 Einw.) wird durch die Oppa von Preußisch-Schlesien getrennt. Zu demselben gehört die Hauptst. Troppau an der Oppa, mit 843 H. und 8300 E., ohne das mit der Stadt zusammenhängende Katharinendorf (3000 Einw.). Außer den Behörden, einer Johanniter- und Deutschritter-Ordenscommende. und dem ständischen Collegium, ist in Troppau das östreichisch-schlesische Museum, das eine Bibliothek und wichtige naturhistorische Sammlungen besitzt, zu bemerken. Auch hat die Stadt mehrere gute Schulanstalten, einige Fabriken und besonders Tuch- und Leinwandhandel. Hier wurde der durch die stehenden Heere in Spanien, Portugal und besonders in Neapel bewirkten Staatsveränderungen wegen vom Oct. bis zum Dec. 1820 ein in der europäischen Diplomatie merkwürdiger Monarchencongreß gehalten, der den Grundsatz der bewaffneten Intervention (s. d.) aufstellte.

Troubadours hießen im Mittelalter die berühmtesten Dichter der Franzosen, und zwar waren sie theils Provençalen im südlichen Frankreich, welche in ihrer, aus Ueberresten der alten Landes- und der römischen Pöbelsprache gebildeten, kraftvollen und lieblichen Mundart seit dem 12ten Jahrh. mit sehr großem Beifalle dichteten und eigentliche Troubadours, d. h. Erfinder (von trouver, finden, erfinden) hie-

ßen. Sie waren außerordentlich geschätzt und beliebt und hatten oft ein starkes Gefolge von Jongleurs (s. d.) bei sich; in Deutschland fanden sie unter den Minnesängern (s. d.) die eifrigsten Nachahmer. — Theils waren sie auch Trouvères in Nordfranken, die im 13. Jahrh. entstanden, jedoch, bei ihrer weit rauhern, kraftlosen Sprache, weit weniger Werth als jene hatten. Sie fanden in England viel Anhänger und erhielten sich das ganze Mittelalter hindurch, besonders durch ihre Romane, in großem Flor. — Außer dem umständlichen Werke von Rainouard, »Choix des poesies originales des Troubadours«, Par. 1818–21, haben wir noch ein sehr belehrendes Werk über die provençalische Poesie: »Die Poesie der Troubadours, nach gedruckten und handschriftlichen Werken derselben dargestellt von Frdr. Dietz«, Zwickau 1826.

Troygewicht, das Markgewicht, dessen man sich in England und Holland beim Golde und Silber bedient.

Trübsinn, s. Melancholie.

Truche (geheime), nicht Truhe, ist ein altherkömmlicher (s. die Haupturkunden der würtemb. Landesgrundverfassung, gesammelt von D. Paulus, Heidelb. 1815), schon durch den Ausschußstaat von 1608 begründeter Kunstausdruck in der landschaftlichen Verfassung des ehemal. Herzogth. Würtemberg, welcher seit der königl. Publication einer neuen Staatsverfassungsurkunde vom 15. März 1815 viel besprochen wurde. Der engere Ausschuß würtemb. Prälaten und Landschaft, welcher aus 2 Prälaten und 6 von der Landschaft bestand, und welcher seit dem durch den so benannten Erbvergleich von 1770 beendigten Verfassungsstreit zwischen Herzog Karl und den Landständen, vermöge eines eigennützigen, stillen Einverständnisses zwischen dem zur Nachgiebigkeit genöthigten Fürsten und einigen wenigen herrschend gewordenen Familien, fast allein in ständischen Angelegenheiten von

Bedeutung war, hatte die Befugniß, jedes Jahr eine bestimmte größere oder kleinere Summe aus der allgemeinen Landessteuercasse, die er verwaltete, zu nehmen, und darüber nach Gutdünken für ständische Zwecke zu verfügen, ohne, so lange nicht ein Landtag, d. i. eine volle Ständeversammlung eintrat, und ihn selbst eben dadurch auflöste, jemand Andern als sich selbst Rechenschaft darüber schuldig zu sein, weil alle Ausgaben dieser Art im Namen des Landes allein, insofern es mit der Regierung in einem Verfassungsvertrage stand, gemacht sein sollten, und folglich nicht von der Regierung zu beurtheilen waren. Nur der Landtag selbst war, wie es auch 1797 noch geschah, berechtigt, über diese geheimen, d. h. ihrer Natur nach nicht mit der Regierung zu verabredenden, Landesausgaben Rechnung zu verlangen. Es gab also 2 ständische Cassen: die größere, in welche die Landsteuer floß, und von welcher jährl. vor einer herrschaftl. Commission Rechnung gestellt werden sollte, und eine kleinere, die ihre Zuflüsse aus der größern erhielt, — diese hieß die geheime Truche. Die Entstehung dieser in ihrer Art einzigen Casse läßt sich nicht historisch sicher nachweisen; wahrscheinlich aber ging es so. Schon mit dem tübinger Vertrage, welcher (1514) die Existenz der würtemberg. Landschaft oder der Rechte des dritten Standes nicht erst gründete, aber schriftlich befestigte, erhielt dieselbe eine Casse. Man hatte 1 Mill. Schulden, welche Herzog Ulrich auf die gesammten Rentkammereinkünfte gemacht hatte, übernommen, weil sonst ein großer Theil dieser Domainen, von denen die Regierungskosten zu bestreiten waren, an die Schuldgläubiger hätte abgegeben werden müssen. Statt daß manche andre, gleichfalls verschwendetische Fürsten seiner Zeit, wie die Herzoge von Teckh, die Pfalzgrafen zu Tübingen, um der Schulden willen Domainen und Regierung verloren, rettete das Land seine Regentenfamilie durch freiwilliges Eintreten in einen Theil der Kammerschulden, hatte aber auch natürlich den Knop

auf dem Beutel, den es füllte. Die Schuldensumme sollte terminweise von einer jährl. dazu bewilligten Steuer abgetragen werden, und diese Steuer floß in eine eigne Casse, deren Verwalter von Herzog und Landschaft gemeinschaftlich ernannt wurden und beiden Rechnung zu stellen hatten. Der Nachfolger Ulrichs, der gemäßigtere Herzog Christoph, ernannte im Anfange seiner Regierung nur noch einen Cassier, während die Landschaft 2 ernannte, und die Aufsicht über die Schuldenzahlungscasse selbst ward dem hauptsächlich deshalb errichteten engern landschaftl. Ausschusse vorzugsweise übertragen. Gegen das Ende dieser Regierung ernannte der Ausschuß alle Cassiere, und diese verwandelten sich ganz in Landesbeamte, aus dem natürlichen Grunde, weil der Regent Würtembergs verpflichtet war, die Regierung so einzurichten, daß alle Regierungsausgaben aus den beträchtlichen Einnahmen des Kammerguts, als Staatsdomaine, die Erhaltung der fürstl. Familie aber größtentheils aus den Patrimonialgütern der Familie selbst, Kammerschreiberei genannt, gedeckt werden könnten. Nur wenn die Rentkammer für Regierungszwecke Schulden hatte machen müssen und das Land durch die Ständeversammlung einen Theil solcher Schulden durch Beisteuern abzutragen übernommen hatte, wurden, nach der Natur der Sache, diese Steuerbeiträge, als freibewilligte Gabe des Landes, auch durch Abgeordnete und Diener des gebenden Landes eincassirt. Und weil immer wieder Schulden von der Regierungscasse übernommen werden mußten, konnte auch diese Landessteuercasse immer weniger aufhören. Die Landtage oder auch die Ausschüsse übernahmen vielmehr billigerweise auf das Land auch neue Beiträge zu neuen, vorher auf der Rentkammer nicht gelegenen Regierungsanstalten, wie zum stehenden Militair rc., aber nur durch vertragsmäßige Landesbewilligungen. Weder das Land, noch die Landtage, noch die Ausschüsse erschlichen also diese von der Regierungscasse

(Rentkammer) und der Kirchencasse (geistlichem Gut) nach der Natu der Sache gesonderte Landescasse. Was das Land nur bewilligen der Regierung zuschoß, wenn diese mit den Rentkammereinkünfter mehrere Jahre nicht ausgereicht hatte, und wenn die neue Zeit neu Einrichtungen, die das Land für unvermeidlich erkannte, und also neu Kosten aufnöthigte, dieses wurde begreiflicherweise vom Lande auch an liebsten den Bevollmächtigten des Landes anvertraut. Weil aber da Land mit seiner Regentenfamilie in einer eidlich anerkannten Vertrags verfassung lebte, so folgte von selbst, daß das Land, als der eine Ver tragstheil, im Nothfall auch Dasjenige, was zur Erhaltung seines Vertragszustandes verwendet werden mußte, seinen Bevollmächtigter gab, und daß darüber der andre Vertragstheil, dessen Ueberschreitungen dadurch gehindert werden sollten, ohne Inconsequenz keine Cognition verlangen durfte. Unter mehreren Regierungen konnte das Land manche Maßregeln der Macht nur durch nachgiebige Verwilligungen, als durch ein minderes Uebel, abwenden. Herzog Karl, jugendlich prachtliebend, hatte sich sogar zu einem besondern Hülfskrieg für das Haus Oestreich gegen Friedrich d. Gr. und dadurch zu übergroßen Ausgaben, zu einseitiger Ausschreibung von Steuern und Militairaushebung und andern Gewalthandlungen bewegen lassen. Friedrich verbürgte und schützte um so thätiger des Landes freiere, solche Ueberspannungen hemmende Vertragsverfassung. Zu Erhaltung dieser, die Regentenwillkür wenigstens mäßigenden Vertragsrechte nahm ein förmlicher, bei dem Oberhaupt des Reichs rechtmäßig unter der Fürsprache dreier Regierungen und der würtemberg. Agnaten geführter Proceß zwischen der Landschaft und dem Herzog Karl vor dem Reichshofrath den Anfang; jetzt galt es, wie bei jedem in Rechtsstreit gerathenen Vertrag, für den einen Vertragtheil, das Land, und denselben für die Bevollmächtigten des Landes eine von der Einwirkung der an-

dern Vertragspartei unabhängige und insofern geheime Casse oder Truche zu haben, weil ohne Geldaufwand des Landes Rechte nicht vertheidigt werden konnten. Aus ihr bildete sich 1767 eine in eben diesem Sinn geheime Negociationscasse, hauptsächlich zu Betreibung des Processes, sowie hauptsächlich, als endlich der Erbvergleich, eine neue Revision der würtemberg. Verfassung, von der würtemberg. Familie und der Landschaft anerkannt, und vom Kaiser bestätigt, 1770 zu Stande kam, die Bürgschaft desselben durch die Höfe von Preußen, England, Hannover und Dänemark, deren Gesandtschaftskosten erstattete und andre für die Vertragserhaltung nöthige Ausgaben nach des Landes Vollmacht deckte. U. d. T.: »Die Verwaltung der würtemberg. Landescasse durch die vormaligen, nun (durch die Landesversammlung) cassirten Ausschüsse der würtemberg. Landstandschaft. Aus landschaftl. Rechnungen, Acten und Urkunden gezogen« (1799), wie man behauptet, von Gerst, Repräsentanten von Balingen, wurden die zwischen 1758 und 1770 gemachten Ausgaben der geheimen Truche und der Negociationscasse so gehässig wie möglich kritisirt. Dagegen führten die Tadler niemals gern an, daß in einer sehr gründlichen und klaren Beleuchtung der 1815 halbamtlich erschienenen (Leypold'schen) »Bemerk. über eine Wiederherstellung der landständischen Verfassung Würtembergs und Einführung einer landständischen Casse«, u. d. T.: »Aussprüche des Rechts und der Pflicht«, schon im Aug. 1815 Punkt für Punkt gezeigt worden ist, wie jene in 12 Jahren für Erhaltung der Vertragsverfassung des Landes gemachten besondern Ausgaben nicht 8 Mill., sondern nur 4,238,000 Gulden betrugen, unter welchen von 3,716,833 Gldn. nachgewiesen ist, daß sie dem damaligen Herzog und seiner Rentkammer zu gut kamen, und durch Veranlassung desselben aufgewendet werden mußten. Neben den Ausgaben, welche für Führung des Rechtsstreits für die Verfassung, für die Gesandt-

schaften der vermittelnden Höfe und andre dem Lande, als Vertragstheil, nützliche Sendungen und Arbeiten vom Lande allein, ohne Zulassung einer Einwirkung der Regierung, nach der Natur der Sache nöthig wurden, war aus gleicher Absicht eine der untadelhaftesten diese, daß man Staatsdiener, welche sich in landschaftlichen Dingen die Ungnade des Fürsten zugezogen hatten, und um Brot und Dienst gekommen waren, mit Pensionen entschädigte. So bestand diese geheime Truche 1797, als der verstorbene König von Würtemberg, noch als Herzog, u. d. N. Friedrich II., die Regierung antrat. 1804 griff er das landschaftliche Cassen- und Rechnungswesen überhaupt, das nur in Verbindung mit der landschaftlichen Versammlung hätte revidirt werden sollen, einseitig an. Die Rechnungen sollten vorgelegt und abgehört werden; aber kurz zuvor, ehe die Räthe zur Untersuchung erschienen, hatte die Frau des Landschaftssecretarius Stockmaier dieselbe, weil der Herzog einseitig kein Recht darüber hatte, weggeschafft. 1806 hob König Friedrich, nach angenommener Königswürde, die ganze Verfassung des Herzogth. auf, um unbedingten Gehorsam einzuführen. Die 1815 zusammenberufenen Stände des Königreichs erklärten freiwillig, daß die für die Landesversammlung als Bevollmächtigte des einen Vertragtheils zu Erhaltung der Vertragsverfassung nöthigen, vom Lande gegebenen Gelder künftig unter einer öffentlichern Controle des Landes stehen, dennoch aber, wie die Sache selbst es mitsichbringt, von dem Regierungseinfluß unabhängig sein sollten. Von der andern Seite aber begriff man zu gut, daß ohne Geld alles Reden in die Luft verfliegt. Man bestand darauf, daß die Ständeversammlung nicht einmal ihre Verhandlungen drucken zu lassen oder ihre Correspondenz zu führen Geld hatte. Das Aeußerste war der Antrag, daß die Regierung (der eine Vertragstheil) mitbestimme, über wie viel

die Stände (die Vertreter des andern Vertragstheils) jährlich zu verfügen haben sollten.

Truchmenen, s. Turkmenen.

Truchseß, Dapifer (nach der wahrscheinlichsten Ableitung die Uebersetzung des lat. Triclinarius), im Mittelalter ein vornehmer Hofbeamter, Seneschall, Steward, der über Küche und Haushalt eines Hofes die Oberaufsicht führte, bei feierlichen Gelegenheiten die erste Schüssel auf die Tafel seines Herrn trug und sie demselben überreichte. Die heutigen Oberküchenmeister sind nur ehemal. Unterbeamte des Seneschalls. Nach der ehemal. deutschen Reichsverfass. hatte der Kurfürst von der Pfalz das Erztruchsessenamt. (s. Erzämter und Erbämter.) — Das alte reichsgräfl., jetzt in mehreren Aesten in Schwaben fürstl., in Preußen bloß als gräfl., fortblühende Haus der Truchsesse von Waldburg, bisweilen auch bloß Truchseß genannt, hatte schon in frühern Zeiten bei den schwäb. Kaisern die Truchsessenwürde und erhielt 1525 von Karl V. das Vorrecht, sich Reichserbtruchseß zu nennen.

Truffaldino, s. Masken.

Trüffeln nennt man Schwämme von fast kugeliger Form, die auswendig schwarzbraun von Farbe und inwendig grauweiß, voll Adern und Zellen sind. Sie werden bekanntlich als Leckerei angesehen, und in manchen Waldungen neben den Wurzeln der Bäume unter der Erde gefunden. Die unter Eichen gesammelten hält man für die besten, und es ist merkwürdig, daß sie sich verlieren, wenn das Holz abgetrieben wird. Man sucht die Trüffeln mit Hülfe von Hunden, die durch ihren scharfen Geruch das Dasein derselben wittern, welches man sonst nicht leicht entdecken würde. Es passen dazu besonders die Pudel. Um diese abzurichten, näht man eine Trüffel in Leinwand, damit der Hund sie nicht fressen lerne, läßt sie ihn apportiren, ver-

steckt sie nachher in die Erde, und befiehlt dem Hunde, sie zu suchen. Auf diese Art gewöhnt sich der Hund sehr leicht daran, Trüffeln zu suchen. Doch muß man ihm, ehe er auf die Jagd genommen wird, nichts als einige Bissen Brot zu fressen geben. In Frankreich läßt man die Trüffeln auch von Schweinen aufwühlen, die man ausdrücklich dazu abrichtet, indem man sie gewöhnt, wenn sie Trüffeln gefunden, ihren Fund gegen Eicheln oder noch angenehmeres Futter zu vertauschen. In Mecklenburg und Pommern werden die Trüffeln, ohne Hunde und Schweine, von Menschen gesucht, die daran ein Kennzeichen der verborgenen Trüffeln haben, daß die Erde über denselben etwas aufgerissen ist. Auch sagt man, daß ein eignes Insekt, eine Fliegenart, über der Stelle schwärme, wo Trüffeln liegen. Wenn es zu Ende Aug. und im Sept. anhaltend regnet, so vermehren sich die Trüffeln ungemein. Die vorzüglichsten kommen aus Italien, besonders aus Piemont, wo das Stück bisweilen mehrere Pfund wiegen soll.

Trugschluß wird oft gleichbedeutend mit Fehlschluß (Paralogismus) gebraucht, insofern es ein in der Form oder dem Inhalt falscher Schluß ist. Je nachdem man sich hierbei irrt, oder auch Andre täuschen will — ist der falsche Schluß Irrschluß, Fehlschluß, Paralogismus, oder Trugschluß, Sophisma, captio, cavillatio im engern Sinne. Bei den formalen Trugschlüssen in weiterer Bedeutung liegt das Falsche entweder mehr im Ausdruck (sophisma dictionis), oder in dem Gedanken selbst (sophisma extra dictionem). Das Erste kommt vor, wo ein Wort, welches unter den wesentlichen Bestimmungen des Schlusses vorkommt, doppelsinnig ist. Bei den materialfalschen Schlüssen sind diese Bestimmungen selbst falsch, indem z. B. etwas als Allgemeines oder als Ursache angegeben wird, was es nicht ist. — In der Musik ist Trugschluß ein täuschender Tonschluß (s. Cadenz).

Trunkenheit, der Zustand, in welchen der Mensch nach dem

verhältnißmäßig zu starken Genusse weingeisthaltiger Getränke verfällt. Sie tritt allmälig ein, und kann in verschiedenen Graden stattfinden. Im ersten Grade ist der Mensch was man weinwarm nennt. Der Umlauf des Blutes ist zwar etwas lebhafter, sodaß die Erzeugung der Wärme wie überhaupt beinahe jede Function freier und leichter vonstattengeht, doch noch nicht bis zum Uebermaß, sodaß sie noch nicht Anhäufung in den Lungen oder im Gehirn erregt. In diesem Grade sind einige Seelenvermögen freier, die Thätigkeit einiger erscheint erhöht, das Bewußtsein ist noch nicht angegriffen. Die Phantasie, das Vermögen der Bildersprache, das Gefühl der eignen Kraft, der Muth des Menschen zeigen sich verstärkt. In dem zweiten Grade ist die Einwirkung auf das Gehirn stärker.

Trützschler (Friedrich Karl Adolf v.), Präsident des Geh. Rathes für die Fürstenthümer Gotha und Altenburg, Kanzler, Obersteuerdirector und Stiftspropst zu Altenburg, ist zu Kulmitsch bei Weida im Voigtlande am 3. Juni 1751 geb.

Tschaiken (oder Sayken, ein türkisches Wort, das so viel als ein Schiff bedeutet) heißen in Ungarn eine Art kleiner Galeeren, die auf der Donau gebraucht werden, mit Segel und Ruder versehen sind, und sich sehr geschwind und leicht, auch wider Strom und Wind, bewegen. Sie sind von verschiedener Größe, von 2 Kanonen und 10 Mann bis zu 12 Kanonen und 100 Mann. Die Soldaten, die zum Dienst auf diesen Schiffen gebraucht werden, heißen **Tschaikisten**, gehören zu den ungarischen Grenztruppen, sind in dem Winkel, den die Donau und die Theis bei ihrer Vereinigung in der ungar. Gespannschaft Bacs machen, ansässig und bilden ein Bataillon, das aus ungefähr 1100 Köpfen bestehen soll. Ihre Waffen sind Flinten, Musketonen, Säbel und Lanzen; die Wunden, welche mit den letztern gemacht werden, sollen sehr gefährlich sein. Diese Tschaiken sol-

len zur Beschützung der Donau, Save und Theiß gegen die Unternehmungen der Türken dienen; Prinz Eugen machte in seinen Feldzügen einen vortheilhaften Gebrauch davon.

Tscherkassien, s. Cirkassien.

Tscherning (Andreas), ein deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts, geb. 1611 zu Bunzlau, studirte zu Breslau und begab sich durch Kriegs- und Religionsunruhen vertrieben, nach Rostock, wo er 1644 Professor der Dichtkunst wurde. Er lebte bis 1659. Er gehört in s. lyrischen und epigrammat. Gedichten zu den glücklichsten Nachahmern Opitz's jedoch ohne eigne reiche poetische Anlage. Er hat einen »Frühling« (Breslau 1642 – 49, Rostock dass. J.) und »Vortrab des Sommers deutscher Gedichte« (Rostock 1655) geschrieben. Eine Auswahl daraus im 7. Bd. von W. Müller's »Bibl. deutscher Dichter des 17. Jahrh.«

Tschesme, oder Dschesme, ein unbedeutender Ort an der Ostküste Kleinasiens, der Insel Scios gegenüber, und nur merkwürdig wegen der dabei vorgefallenen großen Seeschlacht, in welcher die Russen unter Orloff, Spiridoff, und den in der russ. Marine angestellten Engländern Elphinstone und Greigh, in der Nacht vom 5. auf den 6. Jul. 1770 die ganze türkische Flotte verbrannten, welche sich unvorsichtigerweise nach dem Tags zuvor stattgehabten Gefechte (in welchem die beiderseitigen Admiralschiffe in die Luft geflogen waren) in die enge und seichte Bucht nach Tschesme zurückgezogen hatte. Das Gelingen des großen Unternehmens verdankte man besonders der Kühnheit des russ. Schiffslieutenants Dugdale (eines Engländers), der seine Brander selbst zwischen die feindliche Flotte führte, einen derselben mit eigner Hand an einem türkischen Schiffe befestigte, und nach vollbrachter That, an den Händen und im Gesicht verbrannt sich schwimmend rettete. Greigh befehligte damals das

Schiff, welches Alexis Orloff bestieg. Dugdale wurde russ. Contreadmiral; da er aber die russ. Sprache nicht erlernen konnte, so erhielt er 1790 seine Entlassung mit Pension. Greigh starb als russ. Contreadmiral zu Reval, wo ihm Katharina in der Domkirche ein Denkmal von carrarischem Marmor errichten ließ. — Zum Gedächtniß der Schlacht erbauete Katharina II. in Petersburg einen Palast und nannte ihn Tschesme. S. J. Castera's »Hist. de Cathérine II.« (Paris An VIII), liv. VI.

Tschirnhausen (Ehrenfried Walter, Graf v.), ein berühmter und um sein Vaterland Sachsen sehr verdienter Mathematiker u. Naturforscher, geb. 1651 zu Kieslingswalde (Oberlausitz), gest. 1708. Nach mehreren gemachten ansehnlichen Reisen, brachte er es zuerst beim Dresdner Hofe dahin, daß die ersten 3 Glashütten in Sachsen angelegt wurden; entdeckte im sächs. Erzgebirge eine besondere Art Edelstein, wo in Einer Masse Jaspis, Chalcedon und Amethyst sich vereinigen; zeigte viele Korallen- und Achatbrüche; und hauptsächlich war er es, unter dessen Aufsicht und Leitung und in dessen Laboratorium das berühmte Meißner Porzellan von Böttger erfunden wurde; auch der kupferne Brennspiegel dankt ihm seine Entstehung.

Tuba, bei den alten Griechen und Römern eine Art Trompete die (vorzüglich bei den Römern) zur Feldmusik diente, auch zum Treffen, zum Marsche, zur Versammlung, ingl. beim Gottesdienste, bei Opfern und sonstigen Feierlichkeiten geblasen wurde; es war eine gerade Röhre, mit einer, am Ende befindlichen, becherförmigen Mündung.

Tuberkeln, eigentl. kleine Höcker, Verhärtungen 2c., besonders aber gewisse Verhärtungen in der Lunge, ungef. wie Hirsekörner, die sich aber vergrößern und entzünden 2c. Tuberkulös, knotig, höckerig.

Tübingen, eine der ältern Städte Würtembergs, wird als die zweite Hauptstadt des Königreichs angesehen, hat eine Universität und eine Bevölkerung von etwas über 7100 Seelen. Es liegt 6 Stunden von Stuttgart, südöstlich, dicht am Neckar, und die Gegend von Tübingen gehört unter die schönsten und fruchtbarsten des würtembergischen Oberlandes. Die Stadt hat beträchtlichen Getreide- und Weinbau und nicht unbedeutende Wollwebereien. Schon von Kaiser Heinrich IV. wurde 1079 Tübingen belagert. Die Universität wurde 1477 von Graf Eberhard im Bart, dem nachmaligen ersten Herzog von Würtemberg, gestiftet.

Tübinger Vertrag. Er wurde geschlossen den 8. Juli 1514 zwischen Herzog Ulrich von Würtemberg und seinem, damals ohne Adel, durch Geistlichkeit und Städteabgeordnete vertretenen, und durch vertragsmäßige Uebernahme seiner Schulden ihn vom Verkauf der Domainen und vom Regierungsverlust, sich selbst aber von Zerstückelung des Landes rettenden Volke. Dieser Vertrag ist die schriftliche Bestätigung der durchaus nicht unbedingten Verhältnisse des Landes zu diesem Regentenstamm.

Tubus, s. Fernrohr.

Tudor (das Haus), s. Großbritannien.

Tufstein nannte man sonst eine kalkartige Masse von gelblichgrauer Farbe, welche um Landschnecken, Knochen und Landthiere, sogar Elefantengerippe, Ueberbleibsel von Fischen, Vögeln, Schlangen und Eidechsen angesetzt gefunden wurde. Jetzt ist der Ausdruck nicht mehr üblich, und Kalktuff gewöhnlicher.

Tugend ist die Art, wie das Gute sich durch den menschlichen Willen verwirklicht; oder die Stärke des Willens im Guten.

Tugendbund, Tugendverein. Der Name eines kurz nach dem Teschner Frieden im Königreich Preußen errichteten Ver-

eins, der eigentlich die Milderung des durch den Krieg zurückgelassenen furchtbaren Elendes und die Belebung des Muthes im Volke zur Absicht hatte. Seine Statuten wurden von dem Könige von Preußen anerkannt und bestätigt. Da dieser Bund zugleich auch stillschweigend die Absicht in sich faßte, den preußischen Staat von dem damals so drückenden französischen Joche zu befreien, so ward er allerdings den Franzosen verdächtig, und diese wußten es dahin zu bringen, daß die Aufhebung dieses Vereins vom Könige von Preußen anbefohlen wurde. Vielleicht, daß der Protector dieses Vereins, Herr v. Stein, der durch Napoleons Einfluß aus dem preuß. Ministerum verdrängt wurde, nun nicht mehr für jenen wirken konnte, vielleicht auch, daß der Major v. Schill, der gegen die Franzosen einen Kreuzzug wagte, Mitglied jenes Bundes war — kurz, der Bund ward aufgehoben, so gut gemeint und patriotisch auch sein Zweck sein mochte.

Tuilerien (von tuile, Ziegel, weil ehedem an diesem Platze eine Ziegelbrennerei war), das berühmte Residenzschloß der franz. Monarchen an dem rechten Ufer der Seine, zu Paris. Katharine v. Medici, die Gemahlin Heinrichs II., fing den Bau desselben nach den Zeichnungen von Philibert de l'Orme und Jean Bullant 1564 an. Heinrich IV. erweiterte es und ließ (1600) die Galerie anlegen, die es mit dem Louvre verbinden sollte, und die er zur Wohnung für 24 Künstler bestimmte. Ludwig XIV. vergrößerte es (1654) und vollendete die große Galerie. Die Seite nach dem Louvre zu besteht aus 5 Pavillons und 4 Hauptgebäuden; die entgegengesetzte Seite hat nur 3 Pavillons. In dem Pavillon der Flora wohnte ehemals Napoleon, später Ludwig XVIII. Das Aeußere der Tuilerien ist ohne gehörige Harmonie, weil zu verschiedenen Zeiten und nach sehr verschiedenen Rissen daran gebaut worden ist; aber das Innere ist prachtvoll. Die vorerwähnte Galerie, welche die Tuilerien mit dem Louvre ver-

bindet, ist an der Seite der Seine vollendet; der untere Theil derselben besteht aus offenen Bogen, im obern Stockwerke ist die Bildersammlung. Die zweite Galerie, nach dem Platze Rivoli und der Straße St.-Honoré zu, wurde von Napoleon 1808 angefangen, ist aber nicht vollendet worden. Um Platz dazu zu gewinnen, wurden viele Häuser und ganze Straßen niedergerissen; jetzt liegt noch Vieles in Schutt, und Häuserruinen stehen neben anfangenden Palästen. Dem Palast der Tuilerien schließt sich gegen Westen der Garten an, der ein Viereck bildet, so breit als das Schloß selbst, und 1800 Fuß lang; sein Flächenraum soll 67 Arpens betragen. Auf 2 Seiten wird er von langen Terrassen, unter welchen die nach der Seine zu gelegene eine besonders schöne Aussicht gewährt, und von eisernen Gittern eingeschlossen. Dieser Garten, den Ludwig XIV. durch den berühmten Lenotre anlegen ließ, ist in den neuern Zeiten sehr verschönert worden, in franz. Geschmacke, und enthält Orangen- und andere Alleen, schattige Baumpartien, Rasenstücke mit Blumen und blühenden Gesträuchen, Springbrunnen und Wasserbecken mit Schwänen und Goldfischen, eine große Menge Vasen und mehr als 60 Statuen, größtentheils nach Antiken geformt. Er ist den ganzen Tag über mit Spaziergängern aus allen Volksklassen angefüllt. Zur Bequemlichkeit sind Stühle, und zur Unterhaltung alle öffentliche Blätter um einen geringen Preis zu haben. Auch ein ansehnliches Kaffehaus ist hier, bei der Terrasse Rivoli, ehemals der Feuillants (weil die gemäßigte republikanische Partei dieses Namens hier ihre Sitzungen hielt). An den Hof der Tuilerien, nach der Stadt zu, und von demselben durch einen schönen Triumphbogen und ein Gitter abgesondert, ist der Carrouselplatz. Er hat seinen Namen von einem Carrousel, das Ludwig XIV. 1664 hier gab. Napoleon vergrößerte ihn, indem er viele der benachbarten Häuser niederreißen ließ. Der Platz hat

dadurch ein freieres Ansehn bekommen, ist ungefähr 400 Schritte breit, und es ist öfters über mehr als 15,000 M. Revue daselbst gehalten worden. — Cabinet der Tuilerien. Dieser Ausdruck wird in eben dem Sinne von dem System und der Handlungsweise der franz. Regierung in Rücksicht der auswärt. Mächte gebraucht, wie man z. B. die engl. Regierung das Cabinet von St.-James nennt. Als der alte königl. Hof unter den 3 letzten Ludwigs zu Versailles residirte, brauchte man den Ausdruck: Cabinet von Versailles. Als Napoleon, als erster Consul, seinen Aufenthalt zu St.-Cloud nahm, sagte man: das Cabinet von St.-Cloud. In der Folge war die gewöhnliche Residenz in den Tuilerien, und nun hieß es: das Cabinet der Tuilerien.

Tuiscon (Taut, Teut, Tot, Theot rc.), bei den nordischen Völkern, den Galliern und Deutschen, die Gottheit, der sie ihr Dasein zuschrieben; nach Tacitus, »Germ.,« 2, der erdentsprossene Gott; Titze erklärt den Tuiscon durch die Sonne, den Mannus durch den Mond. Andere verstehen das Letztere von den Menschen. (S. Thuiscon.)

Tula, eine wichtige Handels- und Fabrikstadt in Rußland, ehemals zum moskowschen Gouvernement gehörig, seit 1783 aber die Hauptstadt eines besondern Gouvernements gl. N., am Flusse Upa, welcher hier die Tuliza aufnimmt, mit 3500 H. und 18,000 Ew. Die Stadt enthält 26 Kirchen, 2 Klöster, 17 Armenhäuser, ein Seminar, ein Schauspiel-, ein Findel- und ein Zuchthaus. Die dortige Gewehrfabrik ist die wichtigste in ganz Rußland und beschäftigt über 5500 Menschen; sie gehört der Krone eigenthümlich und versorgt die ganze Armee mit Waffen. Sie liefert nicht bloß Flinten und andere Gewehre von großer Schönheit und Güte, sondern auch feine Eisen-, Stahl- und Galanteriewaaren. Es sind hier überdies 2

Eisengießereien, 600 Schmieden, Gerbereien, Juftenfabriken, Talgschmelzereien, welche jährlich an 50,000 Pud Talg verfertigen. Die übrigen Fabriken liefern wollene Zeuge, Leinwand, Siegellack, Schminke, Berlinerblau, und veranlassen einen beträchtlichen Handel.

Tulpe, eine bekannte Blumengattung. 1559 blühte die gewöhnliche Gartentulpe zuerst in Augsburg, und der berühmte Botaniker, Konr. Geßner, gab von ihr die erste Nachricht. Sie war von dem österreich. Gesandten zu Konstantinopel, Busbeck, nach Deutschland geschickt worden. Der Name Tulpe ward ihr wegen Aehnlichkeit der Blumen mit dem Turban der Morgenländer (eigentlich Dülbend) beigelegt. Sie stammt aus der Krim, wo Pallas und Marschall v. Biberstein sie wildwachsend fanden.

Tungusen sind ein zahlreiches Volk in Sibirien, von mandschurischer Abkunft, welches in den untern Gegenden des Jenisei, an dem Tunguscaflusse, an der Lena, dem Amur bis zum pensinskischen Meerbusen, ja bis an das Eismeer hin, zerstreut anzutreffen ist. Die jenseits des Amurflusses stehen unter chinesischem Schutze; die diesseits sich aufhaltenden unter russischem. Einige von den Tungusen sind getauft und haben sich zum Ackerbau bequemt, die meisten aber sind schamanische Heiden. und ziehen stets mit Pferden, Rennthieren oder Hunden, die ihre Schlitten ziehen und ihnen auch zur Speise dienen, umher, und zwar so, daß sie gewöhnlich nicht länger als eine, höchstens 2 Nächte an einem Orte verweilen. Jagd, Fischerei, und zum Theil auch Viehzucht, ist ihr Geschäft. Nach den Gegenden ihres Aufenthalts werden sie in Wald- und Steppen-Tungusen eingetheilt. Die erstern unterscheiden sich nach ihrer Lebensart in Rennthier-, Jagd- und Fisch-Tungusen. Die Steppen-Tungusen sind Hirten, werden gewöhnlich Pferde-Tungusen genannt, und besitzen Pferde, die ihren vorzüglichsten Reichthum ausmachen (zuweilen 1000 Stück),

Rinder, Schafe, Ziegen und Kameele. Sie sind ein munteres und starkes Volk; ihr Gesicht ist platt und die Augen klein, doch nicht so merklich wie bei den Kalmücken. Geld und den Gebrauch des Goldes und Silbers kennen sie nicht. Ihren Tribut entrichten sie in Zobelfellen und andern Pelzwaaren, nach der von der russischen Krone vorgeschriebenen Taxe. Einige schwache Stämme sind frei vom Tribut und dienen dafür als leichte Truppen an der mongolischen Grenze. Sämmtliche Tungusen haben eine gemeinschaftliche Sprache und sind daher, ungeachtet ihrer großen Zerstreuung, als Ein Volk anzusehen. Ihre Anzahl läßt sich nicht genau bestimmen. Nach Wichmann steuern sie für 26,404 Köpfe, wobei aber nur die erwachsenen Personen männlichen Geschlechts gerechnet sind. Diejenigen in der jakutskischen Provinz, in der Gegend von Ochozk am Meere, heißen Lamuten, welches in ihrer Sprache (worin Lam soviel als Meer bedeutet) Leute, die am Meere wohnen, anzeigt. Diese bedienen sich besonders der Hunde zum Fahren und Essen.

Tunica war bei den Römern das Unterkleid sowohl der Mannspersonen, als der Frauenzimmer. Jene trugen sie als einen Rock von Wollenzeug, mit Aermeln, in der Mitte des Leibes mit einem Gürtel aufgeschürzt, unter der Toga; die Tunica der Frauenzimmer war länger, als die der Mannspersonen. — Ein Unterkleid der Bischöfe führt auch diesen Namen.

Tunis ist ein militairisch-republikanischer Staat (3400 QM. mit 2 — 3 Mill. Einw.) in der Berberei, am mitteländ. Meere, östlich an Tripolis, westlich an Algier grenzend. Im Süden ist dürres Steppenland und das Nefusa- und Megalagebirge, Aeste des Atlas, im Westen und an der Küste aber fruchtbarer Boden, der von dem Medscherda oder Bagrada, dem Nil des Landes, durchströmt wird. Tunis ist reich an Getreide aller Art (Hafer ausgenommen), Garten-

gewächsen, köstlichen Baumfrüchten und Weintrauben. Die Viehzucht ist beträchtlich. Man hat gute Pferde, besonders schöne Esel, Maulesel, Rindvieh, treffliche Fische. Jährlich werden 20,000 Ctnr. Wolle und an 100,000 Stück Häute ausgeführt. Mit der Korallenfischerei beschäftigen sich etwa 160 Kähne, welche sämmtlich von Sicilien oder Neapel kommen. Nach der Zerstörung des benachbarten Carthago, wovon noch jetzt Ruinen vorhanden sind, hatten die Römer in der Gegend des jetzigen Tunis ein neues Carthago erbaut und mit römischen Einwohnern bevölkert, welches bald eine der wichtigsten Städte der alten Welt wurde. Sie ward aber nachmals von den Arabern zerstört, und nun kam Tunis, vorhin ein unbedeutender Ort, empor. Die sicilischen Normänner, welche sich der Stadt nachher bemächtigten, wurden wieder von Abdalmamum aus Marocco vertrieben. 1530 entstanden innere Unruhen in diesem Staate, und da unternahm Kaiser Karl V. seinen berühmten und glücklichen Zug dahin. Er schlug die Türken unter Hariaden oder Hairadin Barbarossa, welche sich unter dem Schein, dem Thronbewerber Alraschid beizustehen, der Stadt bemächtigt hatten, und drang in die Stadt ein, wo seine Soldaten viele Gräuel verübten, und eine herrliche Sammlung arabischer Bücher verbrannten. Hassan, Alraschid's Gegner, wurde aber wieder als Vasall von Spanien auf den Thron gesetzt. 1570 ward Amida, König von Tunis, von den algierischen Türken verjagt, und Philipp II. von Spanien schickte, um seinen Vasallen zu schützen, den Don Juan d'Austria mit einer starken Flotte nach Tunis. Die Türken entflohen, allein statt des den Seinigen verhaßten Amida, wurde Mehemed, ein Vetter von ihm, zum Könige gemacht. Don Juan ließ zum Schutze der Stadt ein Fort anlegen, doch schon 1574 eroberten die Türken sowohl Tunis von neuem, als auch das Fort, wobei sie freilich viele Menschen verloren, aber auch die spanischen

Soldaten sämmtlich theils tödteten, theils zu Sklaven machten, welches Schicksal selbst die spanischen Befehlshaber Serbelloni und Puertocarrero traf. Hierauf ward eine türkische Regierung und Militairverfassung eingeführt. Der Divan, das vornehmste Collegium, erhielt einen Aga zum Vorsteher, der es immer 6 Monate lang blieb, und ein Pascha übte Namens des Großherrn die höchste Gewalt. Ungefähr 12 — 16 Jahre erhielten sich die Agas als Vorsteher des Divan, da ward durch die Empörung der Miliz eine Veränderung bewirkt, und ein Dey für beständig als Staatsoberhaupt eingeführt. Doch zerrütteten von jetzt an innerliche Unruhen den Staat; 1686 bemächtigten sich sogar die Algierer desselben und übten viele Grausamkeiten aus. Jetzt steht an der Spitze dieser militairischen Aristokratie ein Bey, Sidi Mahmud Flassen, der seine Würde erblich gemacht hat, und kein Türke, sondern ein Manre ist. Ihm zur Seite steht ein Divan von 37 Mitgliedern. Er erkennt zwar die Schutzherrlichkeit der Pforte, entrichtet jährlich ansehnliche Geschenke, nimmt aber keine Befehle von ihr an. Seine Unterthanen sind gebildeter, weniger bigott und weniger feindselig gegen die Fremden als die von Algier. Seine jährl. Einkünfte schätzt man auf 600,000 Thlr., s. Landmacht auf 15,400 M. und s. Seemacht auf 20 Raubschiffe. Im Nothfalle kann der Bey 50,000 irregulaire Beduinen stellen. Die Einw. bestehen aus Mauren, Beduinen, Berbern, Juden, Türken und Christensklaven. — Die Hauptstadt **Tunis** liegt 12 Stunden vom Meere, an der Südseite der Meerenge oder des Kanals von Gouletta, welcher den jetzt stark verschlemmten Teich oder See von Tunis mit dem Meere verbindet, hat eine deutsche Meile im Umfange und ist mit Mauern und einer guten Festung versehen. Die Häuser sind niedrig, die Straßen eng, um gegen die Sonnenhitze zu schützen, und schmutzig. Die Zahl der Einw. beträgt, seit der großen Pest von

1789, nur noch gegen 150,000, unter denen 30,000 Juden sind, die hier 8 Synagogen haben. Mehrere Fabriken liefern Leinwand, einige Seiden- und Wollenzeuge, auch Saffian. Die wichtigsten aber sind die von den tuneser Mützen, welche in der ganzen Levante Absatz finden. Sonst beschäftigten diese Fabriken 50,000 Menschen, und man verbrauchte 3000 Ballen spanischer Wolle, jetzt sind sie auf den dritten Theil heruntergebracht. Tunis ist der Mittelpunkt des Handels vom ganzen Lande. Jährlich kommen 3 Caravanen aus dem Innern Afrikas an, und andere aus Konstantinopel über Aegypten. Die Regierung hat viele Monopole, welche sie, wie die Zölle, Meistbietenden (gewöhnlich Juden) überläßt. Man führt aus: Getreide, Oel, Wolle, Häute, Wachs, Seife, Datteln, Sennesblätter, Krapp, Korallen, Rosenessenz, Straußfedern. Daher halten sich hier auch Consuln von mehreren europäischen Handelsnationen auf. Der Hafen ist von der Stadt ziemlich entfernt, und hat durch den Kanal von Gouletta einen schmalen Eingang, der nur für kleine Fahrzeuge schiffbar ist. Nach Tunis ist Kairwan die volkreichste Handelsstadt, mit einer großen Moschee, die auf 500 Granitsäulen ruht, der heiligsten in ganz Nordafrika. Bei Bersach (vielleicht Byrsa, die feste Burg des alten Carthago) sieht man noch die hohen Bogen einer carthag. Wasserleitung. Aber verschwunden ist der dreifache Wall mit seinen hohen Thürmen, mit den Ställen für 300 Elefanten und 4000 Pferden und den Casernen des carthag. Miethheeres, keine Spur mehr von dem alten Hafenbau, wo die 2000 Kriegs- und 3000 Transportschiffe lagen, auf denen Hamilkar seine Truppen nach Sicilien führte. Kaum einige Trümmer von Cisternen und Cloaken zeigen den Ort, wo Carthago stand. Noch immer hofft man, vom Grafen Borgia in Neapel, dem Neffen des Cardinals, eine Beschreibung von Tunis und den Ruinen von Carthago zu erhalten.

Tunkin (Tungquin, Dangnay, Hue), Provinz im Kaiserreich Anam in Hinterindien, am Meerbusen Tunkin; ist flach und hat nur nördliche Gebirge, aber viele Küstenflüsse, als: Rockbo, Domea ꝛc. Sie ist reich an Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Reiß, Zucker, Baumwolle, Thee, Seide ꝛc. Die Hauptstadt ist Backking.

Tunnel, s. London; vgl. die Schrift: »Die Brücke oder der Tunnel unter der Themse in London« (Leipz. 1827, 4., mit Kpfrn.). Im Oct. 1828 mußte man die Fortsetzung dieses Baues wegen Mangel an Fonds aufgeben. Auch das Alterthum kannte einen solchen Tunnel. Strabo erzählt, daß zu Babylon ein unterirdischer gewölbter Gang unter dem Euphrat vom königl. Palaste zum Tempel des Belus ging, der 15 Fuß weit und 12 Fuß hoch war; die Breite des Euphrat an dieser Stelle war ein Stadium (625 Fuß). Der Euphrat wurde aber, als man den Tunnel zu Babylon baute, abgeleitet, wie Herodot erzählt.

Turban (türkisch Dülbend, Tulbend) ist eine Kopfbedeckung, welche die Türken und die meisten morgenländischen Völker tragen. Er besteht aus einem Stück Leinwand oder Taffet, welches 4 Mal um eine Art Mütze gewickelt ist (daher auch Bund genannt). Des Sultans Turban ist sehr dick, mit 3 Reiherbüschen, nebst vielen Diamanten und andern Edelsteinen geziert, und die Türken halten ihn so sehr in Ehren, daß sie kaum es wagen, ihn anzurühren. Ein besonderer Beamter, Tulbend-Aga, verwahrt ihn. Der Großvezier hat auf seinem Turban 2 Reiherbüsche; geringere Befehlshaber führen deren einen oder auch gar keinen. Die Emirn tragen grüne Turbane. Dieses Vorrecht haben sie als Anverwandte von Mohammed u. Ali.

Turenne (Henri de la Tour d'Auvergne, Vicomte de), General-Feldmarschall der königl. franz. Armeen, einer der denkwürdigsten Helden unter Ludwig XIV., geb. zu Sedan 1611. Unter seinem

Onkel zum Krieger gebildet, trat er in franz. Dienste, zeichnete sich im 30jährigen Kriege öfters durch Muth und Klugheit aus und trat besonders, nach des Herzogs Bernhard von Weimar Tode (1639) als Feldherr auf; erhielt nach Roussillons Eroberung den Marschallstab (1643) und das Commando der franz. Armee in Deutschland. — In der Folge bei den durch Mazarin veranlaßten innerlichen Unruhen trat Turenne zwar anfangs zur Fronde, erklärte sich aber 1651 für den König und focht jetzt selbst wieder Condé. Durch seine Siege über Spanien führte er den pyrenäischen Frieden 1659 herbei und beschleunigte ebenso, als nachheriger General-Feldmarschall, den Frieden zu Aachen 1668. Bei Ludwigs Absichten auf Hollands Eroberung drang Turenne erst in Holland, dann in der Pfalz ein, lieferte der kaiserl. Armee 1674 zu Sinzheim, sowie 1675 bei Mühlhausen und Türkheim die siegreichsten Schlachten; jetzt aber, dem Montecuculi gegenüber, wo es eben bei Sasbach zu einem entscheidenden Treffen kommen sollte, wurde er beim Recognosciren von einer Kanonenkugel getödtet (27. Jul. 1675). Sein König ließ ihn aufs feierlichste zu St. Denis beisetzen und ein kostbares Grabmal errichten. — In den wilden Stürmen der Revolution wurde sein Leichnam, den man noch sehr gut erhalten fand, 1793 in einem eichenen Kasten aufbewahrt, in die Sacristei gesetzt, dann 8 Monate lang der Menge gezeigt, hierauf ins National-Museum der Naturgeschichte gebracht und endlich 1800 mit großem Pomp in dem Marstempel beigesetzt.

Turgot (Anne Robert Jacques), geb. 1727 zu Paris. Erzogen für den geistl. Stand, nahm er nachher eine Stelle in der Sorbonne an, machte sich durch einige kleine latein. Schriften bemerkbar, ward 1761 Intendant von Limoges und machte sich dabei allgemein beliebt. Im J. 1774 wurde er vom Könige zum Ministerium und zwar anfangs zum Minister des Seewesens, bald aber zum Finanz-

minister berufen, als welcher er, trotz der erschöpften Kassen, dennoch den allgemeinen Bankerott vermied, keine Anleihen eröffnete, sondern durch Sparsamkeit und Einschränkungen, durch Aufhebung des Kornwuchers rc. alles ins Gleichgewicht zu bringen suchte. Den Höflingen dadurch verhaßt, wurde er beim Könige angeschwärzt, welcher, schwach genug, ihn 1776 entließ. Turgot, der vielleicht, in Verbindung mit Malesherbes, Frankreich vom Untergange hätte retten können, zog sich zurück, lebte vollends den Wissenschaften u. starb 1781.

Turin (ital. Torino), Hauptstadt der königl. sardinischen Staaten auf dem festen Lande, mit 117,900 Ew. (vor 10 J. etwa 80,000), Residenz des Königs von Sardinien und Hauptst. des Herzogthums Piemont, eine der schönsten und regelmäßigsten Städte Italiens, am linken Ufer des Po, hat eine überaus angenehme Lage in einem weiten Thale, das von der einen Seite mit Hügeln, die mit Klöstern, Schlössern und Landhäusern bebaut sind, umgeben wird. Ueber den Po führt eine schöne steinerne Brücke. Turin war ehemals eine starke Festung und wurde 1706 von den Franzosen vergebens belagert. Jetzt sind die Festungswerke in Spaziergänge verwandelt; auch hat die Stadt jetzt keine Mauern und nur noch ein Thor (porta nuova) an der Mittagsseite; doch wird sie durch eine starke Citadelle vertheidigt. Turin hat 32 Hauptstraßen, die sich alle in rechten Winkeln durchschneiden. Unter den Häusern gibt es viele palastähnliche, die meisten sind 4 — 5 Stockwerke hoch und aus gebrannten Steinen gebaut. In mehreren Straßen, besonders in der Po-Straße, welche die schönste ist, besteht das Parterre der Häuser aus Bogengängen, in welchen sich Kaufläden befinden. Unter den 6 öffentlichen Plätzen ist der viereckige Königs- oder Karlsplatz der größte, und mit schönen Gebäuden umgebäuden; die vorzüglichsten darunter sind: die Kirche San-Carlo, das königl. Schloß und das

Operntheater. Bei dem Schlosse ist ein schöner Garten, der zum öffentlichen Spaziergange dient, und von welchem aus man die herrlichsten Aussichten hat. Das Universitätsgebäude ist ebenfalls sehr ansehnlich. Zu der Universität gehören eine Bibliothek, eine Sternwarte, ein Naturaliencabinet, ein botanischer Garten und ein reiches ägyptisches Museum mit vielen Seltenheiten, die der Ritter Drovetti gesammelt hat (Denkmäler, Bildsäulen ꝛc., aus der Zeit vor und des Sesostris). In der Nähe liegt das berühmte königl. Lustschloß La Veneria. Für den Handel ist die Stadt eine Hauptstraße aus Frankreich nach Italien. Der meiste wird mit piemontesischer Seide getrieben; es gibt hier wichtige Seidenfabriken, auch Tapeten-, Tabacks-, Porzellan- und Gewehrfabriken. 1796 wurde Turin von den franz. Republikanern erobert, aber am 25. Mai 1799 von den Oesterreichern und Russen unter Suwaroff wieder genommen. Nach der Schlacht bei Marengo (1800) kam es aufs neue in die Gewalt der Franzosen und blieb in derselben als Hauptort des Po-Depart., bis es 1814 dem Könige von Sardinien zurückgegeben ward.

Türkei, s. Osmanisches Reich.

Türkenpaß, ein Schiffpaß im mittelländischen Meere, besteht in einer sogen. **Carta partita**, auf welcher oben ein Schiff durchschnitten ist. Die Türken- oder Barbaresken-Corsaren haben die andere Hälfte des Passes: begegnen sie einem christlichen Schiffe, das eine solche **Carta partita** hat, so fügen sie beide Hälften zusammen, um die Echtheit des Passes zu prüfen. Die Schiffe derjenigen Mächte, welche mit den Barbaresken Friedens- oder Tributverträge geschlossen haben, müssen solche Pässe am Bord führen, sobald sie das Cap Finisterrä (an der nordwestlichen Küste der spanischen Provinz Galizien) umschiffen wollen. Der Versicherungsvertrag ist nichtig, wenn das

Schiff diesen Paß auf Reisen, wo er nach dem Seerecht geführt werden muß, nicht führt. Er heißt auch Algierischer Paß.

Türkheim (Baron von), seit 1824 Mitglied der franzöf. Deputirtenkammer, Banquier zu Straßburg, Präsident des Handelsgerichts daselbst.

Turkhestan (d. i. Türkenland), eine Landschaft in Mittelasien, die man zu der freien Tatarei rechnet, und welche am rechten Ufer des Sir Darja (Jaxartes bei den Alten) liegt, ist das Stammland der Osmanen und wird jetzt von einem kirgisischen Regenten beherrscht, der mit den Einw. sich zur mohammedanischen Religion bekennt. (S. Turkmanien.)

Türkis. Unter d. N. circuliren im Handel 2 ganz verschiedene Substanzen, von welchen die eine ein Mineral, die andere ein Fossil ist. Der **mineralische Türkis** oder **Kalait** findet sich eierförmig, derb u. eingesprengt, hat muschligen Bruch, himmelblaue, ins Spangrüne geneigte Farbe, ist schwach glänzend, undurchsichtig, hart und das specif. Gewicht = 3. Er kommt zu Khorassan in Persien und auch an einigen andern Orten vor. — Der **animalische Türkis** ist eine durch kohlensaures Kupferoxyd oder phosphorsaures Eisenoxyd spangrün gefärbte fossile Knochensubstanz, meist Reste von Zähnen und Röhrenknochen großer Thiere. Er findet sich in Sibirien, im Thurgau und in Languedoc. — Beide Türkisarten werden auch durch die Benennungen orientalischer und occidentalischer Türkis, oder turquoise de vieille et de nouvelle roche unterschieden. Der erstere steht in weit höherem Werthe als der zweite.

Türkische Münzen finden sich insbesondere seit der Eroberung von Konstantinopel durch Mahommed II., 1453. Frühere Münzen sind entweder persische mit türkischem Stempel, oder kufische mit altarabischer Schrift, welche die Khalifen zu Bagdad, Damask,

Kufa (woher der Name kufische Münzen entstanden) und a. O. in Asien und Afrika, auch zu Corduba in Spanien, prägen ließen. Unter den türkischen Münzstädten sind Konstantinopel, Alexandrien, Bagdad, Kahira, Algier, Tunis und Tripolis rc. die bekanntesten.

Turkmenen- oder Truchmenenland, auch Turkmanenland mit Khiwa, ist ein Theil der freien Tatarei (Turkhestan oder Dschagatai) und liegt auf der Ostseite des kaspischen Meeres, zwischen diesem u. dem Uralsee, eine ziemlich meist sandige Steppe, die Mangel an Bewässerung leidet, jedoch auch einzelne, fruchtbare Landstrecken in sich schließt; zum Theil ist das Land auch bergig. Es bringt etwas Getreide hervor, doch ist die Viehzucht wichtiger als der Ackerbau. Es gibt daselbst Kameele, Pferde, Rindvieh, Schafe, Ziegen, Wildpret, Geflügel und auch Fische. Die Einwohner, Truchmenen, Turkmenen, Khiwinzen und Karakalpaken, sind tatarische Stämme, sehr roh, unwissend, ungebildet, Freiheit liebend und mit Gesetzen unbekannt. Sie leben nomadisch, nur wenige treiben Ackerbau und Gewerbe. Die Turkmenen haben weder Fürsten noch Adel, sondern stehen unter Stammältesten, die jedoch wenig Ansehen und Gewalt haben. Sie können über 40,000 Mann ins Feld stellen. Die herrschende Religion ist die mohammedanische. Dazu gehören die kulalischen Inseln im kaspischen Meere, wohin die Russen des Seehundsfanges wegen kommen, der Bezirk Mangischlak mit dem Hafen Katschak-Kultuk, welcher für einen der besten an den Küsten des kaspischen Meeres gehalten und des Handels wegen häufig von russischen Schiffen besucht wird. Dieses Turkmenenland mit Khiwa ist das alte Khowaresmien (Khórasm, dessen von Arabern gegründete Cultur durch Dschingis-Khan's — um 1220 — und Timur's — um 1388 — mongolische Hordenüberschwemmung gänzlich zerstört ward). Es grenzt im Norden an das Gebiet der neuern Civilisation,

welche von Rußland her nach Mittelasien hin sich auszubreiten strebt. Dieses Land hat man erst durch die merkwürdige Reise, welche der russische Capitain Nik. Murawjeff 1819 und 1820 in Auftrag des Gen. Jermoloff als kais. russ. Unterhändler dahin gemacht hat, genauer kennen gelernt. Es ist für den russ. Handel mit Asien von großer Wichtigkeit. Schon Peter der Gr. wollte durch dasselbe einen Handelsweg nach Indien sich öffnen; allein sein Gesandter, Fürst Beketitsch, ward 1714 nebst seiner Begleitung (1500 M.) von den Turkmenen oder Khiwinzen überfallen und ermordet. Seitdem hat Rußland zwar 1782 durch eine Flotte unter dem Grafen Woinowitsch die östliche Küste des kaspischen Meeres erforschen lassen; allein die 1813 versuchte Verbindung mit Khiwa kam nicht zu Stande. Die Turkmenen sind ein räuberisches Nomadenvolk, das ohne Gewerbe im rohesten Zustande lebt. Es haßt die Perser unversöhnlich, und aus diesem Grunde hat sich ein Theil desselben 1813, als Rußland mit Persien Frieden schloß, in das Land Khiwa gezogen, wo der kriegerische Mahmed Rahim Khan (aus dem Stamme der Usbeken) regiert, welcher nach einem langwierigen blutigen Bürgerkriege und den unglaublichen Grausamkeiten eine unbeschränkte Oberherrschaft über Khiwa und die benachbarten Länder seit 1802 sich angemaßt hat.

Turkomanien, auch türkisch Armenien genannt, begreift den türkischen Antheil an dem Lande Armenien (wovon der östliche Strich zu Iran gehört), und liegt im östlichen Theile der asiatischen Türkei, zwischen Iran, den russisch-kaukasischen Ländern, Anadoli, Syrien und Kurdistan. Es ist ein ziemlich rauhes Gebirgsland, wo sich die Zweige der Gebirge Taurus und Kaukasus in einander verflechten, sich der sehr hohe Ararat erhebt, und wo die Flüsse Tigris, Euphrat und Kur entspringen. Der Boden ist im Ganzen nicht sehr fruchtbar, sodaß sein Anbau einen anhaltenden Fleiß erfordert.

Doch gibt es auch, besonders in dem südlichen Theile, schöne Gegenden, die einen ergiebigen Boden haben, und Feigen, Mandeln, Granatäpfel &c. hervorbringen. Die hier wohnenden Turkomanen (außer welchen es auch Armenier gibt) sind ein nomadisirendes Volk, das in Horden getheilt ist, deren jede ein Oberhaupt an der Spitze hat. Ihr Vermögen besteht meistens in Vieh, in Büffeln, Kameelen, Ziegen u. besonders Schafen. Die Weiber spinnen Wolle und weben Tapeten. Die Männer rauchen Taback und hüten ihr Vieh. Sie sind beständig zu Pferde, haben ihre Lanze auf der Achsel, den krummen Säbel an der Seite, die Pistole im Gürtel, und sind muthige Krieger, die von den Türken gefürchtet werden. Dieses türkische Armenien oder Turkomanien ist in die 3 Paschaliks Arzerum oder Erzerum, Kars u. Wan getheilt. Man findet darin die ziemlich ansehnlichen Städte Arzerum oder Erzerum, Bajazid und Wan. Von vielen, besonders neuern Schriftstellern, z. B. Jaubert, wird dies zweite Turkomanien oder türkische Armenien mit dem Namen Kurdistan bezeichnet, und seine Bewohner heißen dann die Kurden, die als kriegerische Horden häufig zwischen dem türkischen und persischen Gebiete wechseln und keine feste Herrschaft anerkennen. 1828 ward der größte Theil dieses türkischen Armeniens von dem russ. General Paskewitsch erobert.

Turmalin findet sich meist in langen, 3 — 6seitigen, längsgestreiften Prismen, auch in Geschieben, derb &c.; hat kleinmuschligen Bruch und Glasglanz; ist roth, violett, blau, grün, braun, schwarz, meist in trüben Nuancen, durchscheinend und undurchsichtig, so hart wie Quarz und von 3fachem specif. Gewicht. Die Bestandtheile sind Kiesel- und Thonerde, Eisenoxyd und Natron. Manche Varietäten werden durch Erwärmung polarisch elektrisch. Die unreinen Varietäten werden unter dem Namen Schörl getrennt. Er findet sich in Grönland, in der Schweiz, in Sachsen, Mähren, Sibirien, Schweden,

Spanien, Brasilien, Ceylon rc. Die grünen Abänderungen aus Brasilien werden unter dem Namen brasilischer Smaragd, die rothen und violetten aus Ceylon und Sibirien unter dem Namen Siberit als Schmucksteine benutzt; die letztern haben oft hohen Werth.

Turniere (franz. tournois, lat. torneamenta, von den Schwenkungen und Wendungen der Kämpfenden), ritterliche Lustkämpfe zu Roß oder zu Fuß, wo Mann gegen Mann in voller Rüstung mit Speer oder Schwert kämpfte. Der erste Ursprung der Turniere wie der des Ritterthums ist ungewiß. Einige Neuere, z. B. Herder und v. Hammer, haben behauptet, daß er bei den Arabern zu suchen, und das deutsche Ritterwesen bloß eine Nachbildung des arabischen sei. Allein alle geschichtliche Denkmale beurkunden, daß das Ritterthum rein germanischen Ursprungs ist und sich außer Deutschland nur noch in den Ländern entwickelt hat, wo deutsche Völkerstämme sich niedergelassen hatten, wobei freilich nicht geläugnet werden kann, daß die Kämpfe und der Verkehr mit Normannen und Arabern viel zur fernern romantischen Ausbildung desselben beigetragen haben. Im 9. oder 10. Jahrh. erhielt es seine völlige Ausbildung bei den Franzosen, denn bei dieser Nation ist es unstreitig am ersten in seiner nachmaligen Gestalt bekannt gewesen. Ein franz. Edelmann, Gottfr. v. Preuilly, sammelte um 1066 die Gesetze und Gewohnheiten der Turniere, die im 12. und 13. Jahrh. auch bei andern Nationen angenommen wurden. Daß der deutsche König Heinrich I. die Turniere erfunden habe, ist ungegründet. Sebast. Münster, ein nicht ganz verwerflicher Zeuge, meldet in s. Erdbeschreibung, daß das erste große deutsche Turnier schon 1036 zu Magdeburg gehalten worden. — Die Gesetze bei den Turnieren waren in der Hauptsache überall gleich, aber in Nebendingen, besonders was die polizeilichen Anordnungen dabei betraf, oft sehr verschieden. Eine Sammlung solcher

Gesetze findet sich in Rüxner's »Turnierbuch« (Frankf. a. M. 1566, Fol.). Ritterliche Geburt (turnierfähige Geschlechter) und ein durchaus unbescholtener Wandel waren unerläßliche Bedingungen, um bei Turnieren zugelassen zu werden. Es scheint jedoch, daß man nicht immer ganz streng die Gesetze beobachtet habe. Die ältern Turniere waren die, wo Haufen gegen Haufen, die spätern, wo Mann gegen Mann focht (Rennen). Zu den großen Turnieren, welche ein Fürst oder ein Hoher von Adel anstellte, geschahen die Einladungen an benachbarte Fürsten und Ritter auf eine sehr feierliche Art; ebenso wurden auch die Kampfrichter oder Turnierkönige gewählt. Die Turniere wurden dann durch Herolde öffentlich ausgerufen. In Deutschland hielt man diese Spiele gewöhnlich auf dem Markte oder andern freien Plätzen der Städte, in Frankreich aber auf freiem Felde in der Nachbarschaft von Städten. Es wurden dazu eigne Schranken und Rennbahnen errichtet, und viel Volks strömte herzu. Vor dem Tage des Turnierens selbst mußten Die, welche daran theilnehmen wollten, wenn es nicht fürstl. Personen, oder sonst schon bekannte Ritter waren, ihre Ahnenprobe machen. Der, welcher das Turnier veranstaltete, setzte nicht nur den Preis (Dank) für die Sieger aus, welcher gewöhnlich aus schönen Waffenstücken oder kriegerischem Schmuck, von Damenhand verfertigt und ausgetheilt, bestand, sondern trug auch alle übrige Kosten des Turniers, und bewirthete die fremden Gäste bisweilen mit großem Aufwande. Die Waffen, deren man sich bei den Turnieren bediente, waren anfangs unbeschlagene Kolben und stumpfe Schwerter, dann aber, und fast ausschließlich, Lanzen oder Speere. Man nannte sie stumpfe Waffen (armes courtoises, gracieuses). Je größer die Zahl der zerbrochenen Lanzen war, die ein Ritter bei einem Turnier aufzuweisen hatte, desto größer war sein Ruhm. In der Folge wurden auch scharfe Waffen gewöhnlich, und die Turniere

wurden nun blutig und mörderisch. Aus diesem Grunde und wegen des ausschweifenden Luxus, der oft dabei statthatte, verboten Könige, Päpste und Kirchenversammlungen die Turniere bei schwerer Ahndung; dessenungeachtet aber dauerten sie noch lange Zeit fort. Die Einführung des Schießpulvers, welches die bis dahin gewöhnliche Rüstung der Ritter unnütz machte, die ganz veränderte Art Krieg zu führen, vielleicht auch Aenderung des Geschmacks und der Mode, trugen dazu bei, daß die Turniere im 16. Jahrh. nach und nach aufhörten. In Frankreich hatte das unglückliche Ende Heinrichs II. (1559) sie ganz verhaßt gemacht. Man erneuerte sie zwar später hier und da wieder, aber bloß zur Lust. Die Carrousels traten an ihre Stelle. An einigen deutschen Höfen wurden noch bis im 18. Jahrh. Fußturniere, ganz im Geschmack der frühern Zeiten, jedoch bloß als Lustbarkeit, angestellt. Ein Fest dieser Art war das Turnier, welches am Hofe des Königs August II. 1709 auf dem Markte zu Dresden gehalten wurde. Officiere von gleichem Range turnierten gegen einander mit Schwert und Lanze. Die Formalitäten dabei waren ganz nach alter Art eingerichtet. Eine anschauliche Vorstellung der Turniere erhält man durch das nach einem Mscpt. der k. Bibliothek in München in Steindruck von Sennefelder herausgegeb.: »Turnierbuch Herzogs Wilhelm IV. von Baiern, mit Erklärungen von Friedr. Schlichtegroll« (Münch. 1817, vollendet 1828, 8 Hefte, Querfol.). Es enthält 31 Turniere, von 1510—45, sowie die Geschichte der Turniere in Baiern und in der Rheinpfalz überhaupt, nebst der Literatur des Turnierwesens, 11 Bog. Fol., von Dr. Kiefhaber.

Turnkunst ist eigentlich die schon bei den Alten sehr bekannte Gymnastik, Leibesübungskunst, oder der Inbegriff aller zu den körperlichen Uebungen nöthigen Fertigkeiten. In der neuern Zeit wurden in den Instituten zu Dessau, Schnepfenthal rc. allerdings diese Ue-

bungen sehr getrieben und Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit, bis endlich Dr. Jahn zu Berlin 1810 bei dem immer mehr steigenden Uebermuthe der Franzosen diese körperliche Ausbildung der deutschen Jünglinge als künftige Vaterlandsvertheidigung s. Landsleuten zur Pflicht machte und 1811 eine förmliche Turnanstalt errichtete, wobei auch, da Jahn selbst mit seinen Turnern ins Feld zog, sein Schüler, Eiseler, die Anstalt ferner dirigirte. Als der Krieg geendigt war, schien sich allerdings dies Turnwesen mehr, als recht, der Köpfe zu bemeistern, ja, es wurden sogar bei vielen Schulen solche Turnanstalten errichtet; obgleich auf der andern Seite von den gelehrten Schulen die Zulässigkeit derselben mit triftigen Gründen bestritten und auch dadurch die preußische Regierung im J. 1819 bewogen wurde, einweilen die Turnplätze zu schließen.

Turpin, s. Ritterwesen (Ritterromane).

Tusch. Dieses bekannte Farbematerial, in viereckigen Tafeln, mit chinesischen Charakteren bedruckt, hat das Eigenthümliche, daß es sich mit Wasser äußerst leicht abreiben läßt, und alle Schattirungen von dem schwächsten Grau bis zur vollkommensten Schwärze gibt, daher es von den Zeichnern so allgemein gebraucht wird. Die Art der Zubereitung ist den Europäern lange unbekannt gewesen, obwohl man aus dem übeln Geruche eines längere Zeit gestandenen Aufgusses auf Tusche und aus der Anlockung der Fliegen wohl geschlossen, daß ein thierischer Leim den schwarzen Farbestoff verbinde. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Ruß von verbrannten feinen Pflanzenölen, besonders von dem Sesamöl, den Hauptbestandtheil des Tusches ausmache. Welcher thierische Leim aber dazu genommen werde, ist nicht ganz ausgemacht. Um den Geruch des Letztern zu unterdrücken, setzt man wahrscheinlich etwas Moschus und andere wohlriechende Sachen hinzu. Die europäischen Nachahmungen können nicht gelingen, weil es uns

an den feinen Pflanzenölen fehlt, deren Ruß der Grundstoff des Tusches ist, und weil wir die Natur des thierischen Leims, als des Verbindungsmittels, nicht kennen.

Tuschmanier, beim Zeichnen (franz. dessin au lavis), bildet den Uebergang aus dem trocknen Zeichnen mit Kreide oder Stiften in das Malen. Es ist die Hauptsache bei der Tuschmanier, die Lichter von dem reinen weißen Papier, welches den Grund bildet, wohl auszusparen, Alles recht weich u. duftig anzulegen, so lange die Schatten noch naß sind, sie zu verwaschen, um die Uebergänge in das Licht ganz zart und verschmolzen herauszubringen, sie dann aber nicht eher wieder zu berühren, bis sie ganz trocken sind, und dann allmälig durch das stufenweise Auftragen von stärkern Schattentönen die dunkeln Massen herauszubringen und die kleinern Partien hineinzuzeichnen. Durch ein sanftes Schraffiren und ein verschmelzendes Ueberarbeiten mit weichen Punkten werden die Schattentheile, die erst in ganzen Massen angelegt wurden, ausgeführt und vollendet; sie bekommen dadurch die Durchsichtigkeit, die allein Rundung und Tiefe hervorbringen kann. Ein zarter genauer Umriß, weiche saftige Schatten, zuletzt recht markige Drucker in den dunkelsten Stellen und recht rein erhaltene Lichter in den hellsten, machen eine schöne getuschte Zeichnung. Das Papier muß zum Tuschen auf ein Reißbrett gespannt werden. Die münchner Haarpinsel sind am besten zum Tuschen zu gebrauchen. Alles, was hier von dem Tuschen gesagt ist, gilt auch für die jetzt beliebte Sepiamanier. (S. Sepia und Aquatinta.)

Tusculanum, ein berühmtes Landhaus, welches Cicero in der Nähe der Stadt Tusculum hatte. Cicero verweilte hier am liebsten und verschönerte es nicht nur mehr als seine übrigen Landhäuser und Güter, sondern gab hier auch Unterricht in der Philosophie und unterredete sich mit seinen Freunden und Schülern über Das, was er

in seinen nach diesem Orte benannten tusculanischen Quästionen niederschrieb. — **Tusculum** (jetzt Frascati), eine von den Hauptstädten des alten Latiums, lag von Rom gegen Norden in einer angenehmen Gegend, weßhalb die Landschaft von hier bis Rom so mit Gärten und Villen angefüllt war, daß sie einem zusammenhängenden Garten glich. Nach der Fabel ist Tusculum von dem Sohne des Ulysses und der Circe erbaut worden. Auf dem classischen Boden des alten Tusculum liegt die Rufinella ein Landgut, welches Lucian Bonaparte dem gewesenen Könige von Sardinien verkaufte. Die seitdem unterbrochenen Ausgrabungen ließ der jetzige Besitzer dieser Villa, der regierende König von Sardinien, 1825 fortsetzen.

Tutel, s. Vormundschaft.

Tutti (ital.) bedeutet: Alle, und zeigt in der Musik an, daß alle Instrumente oder Stimmen einer Gattung eintreten sollen. Der Tuttigesang und das Tuttispiel erfordert nicht die feinere Ausbildung, als das ihm entgegengesetzte Solospiel. Hier kann sich der Spieler und Sänger auch mehr auf Andere stützen. Indessen wird jetzt doch mehr als früher von einem Ripienisten verlangt.

Twiste. Das berühmteste Baumwollengarn ist das engl. (twist), besonders seit der Zeit, wo es auf Maschinen gesponnen wird und deßhalb Maschinengarn heißt. Es zeichnet sich vor allem übrigen in Europa durch Feinheit, Glätte und Gleichheit der Fäden aus. Das stärkste wird Wassergarn (water twist), die andere weniger gedrehte Sorte Mulegarn (mule twist) genannt. Die Spulenmaschinen, welche (nach geschehenem Verspinnen auf der Vorspinnmaschine) den Twist liefern, heißen Mulemaschinen (mules). Zum Einschlaggarn oder Weft (weft) hat man die Jenny-Maschine. Das Garn oder der Twist wird aufgehaspelt. Die Haspeln haben 54 Zoll im Umfange. 54 engl. Zoll oder 1½ Yard machen einen Faden

(thread); 80 Fäden machen ein Unterband (lea oder wrap); 7 Unterbänder machen eine Zaspel (hank) und 20 Zaspel einen Strang (dotting). Zur Erleichterung solcher Berechnungen gibt es in Englands Fabriken eigne gedruckte Tafeln. Wassergarn hat einen festern Faden und ist theurer als Mulegarn. Es wird daher meistens zur Kette gebraucht. Die geringste Baumwolle, welche man zu Wassergarn spinnen kann, ist die westindische; die beste aber ist die brasilische; smyrnische und andere levantische sowohl als auch Suratebaumwolle lassen sich gar nicht zu Twist spinnen. Wassergarn kann nicht höher als ungefähr bis Nr. 50 gesponnen werden. Die niedrigste Sorte ist Nr. 10. Mulegarn hat einen weichern, nicht so stark gedrehten Faden. Man gebraucht es daher am meisten zum Einschlage. Zu allen Mousselinen aber gebraucht man das Mulegarn nicht bloß zum Einschlage, sondern auch zur Kette. Von Nr. 40 an bis zu Nr. 200, 250, auch wohl 300 wird das Mulegarn gesponnen. Manche spinnen dieses Garn so fest, daß es dem Wassergarne nahe kommt und alle Operationen des Färbers aushalten kann. Daher findet man auch auf solche Garnpäcke die Worte: **Warranted Turkey red** geschrieben. Dies versteht sich indessen bloß von Nr. 40 — 60. Mulegarn von Nr. 40 — 50 kann aus westindischer Baumwolle gesponnen werden; Nr. 70 — 120 aus Georgiabaumwolle. Um höhere Nummern zu spinnen, muß man sogenannte ostindische Baumwolle nehmen. Diese kann man ungefähr zu Nr. 300 bringen. Weft dient bloß zum Einschlage. Der Faden ist ganz weich und läßt sich leicht in Fäserchen auseinanderrupfen. Aus allen Sorten von Baumwolle wird Weft gesponnen, je nachdem die Waare fein oder gering werden soll. Man darf aber ja keine Sorte Baumwolle mit einer andern vermischen; denn zweierlei Sorten nehmen nicht immer dieselbe Farbe an, daß also leicht eine unangenehme Ungleichheit der Farbe

entstehen könnte. Indessen lassen sich alle Arten levantischer Baumwolle zusammen färben und können mithin auch ohne Unterschied zusammen gesponnen werden. Wassergarn wird in Päckchen von 10 Pfund, Mulegarn zu 5 oder 6 Pfund eingepackt. Jenes wird mit grauem, und dieses erst mit weißem oder hellblauem und dann mit grauem Papier umwickelt. Die Päckchen werden mittelst einer besondern Packmaschine ganz fest zusammengeschraubt. Wenn Weft verschickt werden soll, so wird es gemeiniglich gehaspelt. Dieses ist aber sehr unnöthig. Denn wenn Weftgarn gewebt werden soll, muß man es doch wieder auf Spulen bringen. Am besten geschieht daher die Versendung in Kops, d. h. sowie das Garn von der Spule kommt. Der Unterschied der Benennung von Reeled Weft und Kop Weft bezieht sich auf das oben Gemeldete, und zeigt also keine verschiedene Güte an. Ein Päckchen Weft hält 12 Pfund.

Tyche, s. Fortuna.

Tycho (Tyge) Brahe, ein berühmter Astronom des 16. Jahrh. zu Knudstrup bei Helsingborg 1546 geboren. Früh schon zeigte er große Liebe zur Astronomie, und eine Sonnenfinsterniß im J. 1560, genau in dem Augenblicke eintretend, wo es die Astronomen vorausgesagt hatten, bestimmte ihn ganz für diese, ihm so göttlich erscheinende Wissenschaft. Für die Rechtsgelahrtheit von seinem Onkel bestimmt, bezog er die Universität Leipzig 1562, gab sich nach des Onkels Tode (1565) ganz seiner Lieblingsneigung hin, ward aber schon 1566 zu Rostock zum Märtyrer für die Astronomie, indem er in einem, über astronomischen Streit entstandenen, Duelle einen Theil der Nase verlor, die er nun mit einer Composition von Gold und Silber zu bedecken wußte. Vom Könige von Dänemark, Friedrich II., unterstützt, legte er auf seines mütterl. Onkels Landgute ein Observatorium an, fand auch in der Folge so viel Empfehlung, daß ihm sein

König 1576 eine kleine Insel, Hween, Zeitlebens überließ, auch die Kosten zu Aufrichtung nöthiger Gebäude und Anschaffung guter Instrumente zusicherte. Tycho legte nun ein Schloß mit einer Sternwarte auf jener Insel an, wie sie noch nie existirt hatte, und nannte das Schloß Uranienburg, wo er von den berühmtesten Astronomen sowohl, als von Königen und Fürsten besucht wurde. Sein Weltsystem, das seinen Namen verewigt hat, machte er 1582 bekannt, nach welchem die Erde in der Mitte des Weltgebäudes sich befindet, und um dieselbe sich zunächst der Mond, um beide aber die Sonne bewegt ꝛc. Doch wurde dies System durch das ältere des Kopernicus verdrängt. — Durch den Tod seines hohen Gönners 1588 sehr großen Verfolgungen und Unterdrückungen des Adels preisgegeben, entschloß er sich sein Vaterland zu verlassen (1597). Er ging zum Kaiser Rudolph II. 1599 nach Prag, der ihn sehr liebreich empfing, ein Haus und ein bei der Stadt gelegenes Schloß, Benateck, einräumte; allein nicht lange genoß er das Glück, schon 1601 starb der große Mann, dessen Verdienste um die Wissenschaften, namentlich um die Astronomie, sehr bedeutend sind. Ihm dankt man besonders ein richtigeres Verzeichniß der Fixsterne, neue Aufschlüsse über die Kometen, über den Mond, über die Refraction ꝛc., sowie eine große Verbesserung der astronom. Instrumente, deren er selbst eine treffliche Sammlung, und unter ihnen besonders eine große messingene Himmelskugel, hatte.

Tychsen (Olaus Gerhard), einer der berühmtesten Orientalisten, war am 14. Dec. 1734 zu Tondern in Schleswig geb., wo s. Vater, ein Schneider, in sehr bedrängten Umständen lebte. Bis zum 17. Jahre erhielt T. Unterricht auf der lat. Schule seiner Vaterstadt; dann verschaffte man ihm ein Stipendium auf dem altonaer Gymnasium, wo der berühmte Maternus de Cila 4 Jahre hindurch auf den Gang seiner orientalischen Studien den entschiedensten Einfluß übte.

Dem Prof. Sticht verdankte er gründliche Kenntniß des Rabbinischen und die Anfangsgründe des aramäischen Dialekts. Auch hörte er des gelehrten Oberrabbiners Jonathan Eybeschütz Vorlesungen über den Talmud und nahm Theil an dessen Streitigkeiten mit den emdoner Rabbinern. Häufige Unterredungen mit gelehrten Juden hatten eine seltene Fertigkeit im Jüdischdeutschen zur Folge. Der Aufenthalt in Halle (von 1756 – 59) verschaffte seiner orientalischen Bildung keine bedeutende Erweiterung, doch verdankte er seiner ungewöhnlichen Kenntniß des Hebräischen ein Lehramt am Waisenhause, und Dr. Callenberg glaubte in ihm einen tauglichen Mitarbeiter an seiner Missionsanstalt zur Bekehrung der Juden und Mohammedaner zu finden. So sehen wir T. 1759 und 1760 auf mühseligen Wanderungen durch Deutschland und Dänemark, ohne daß es ihm gelingt, nur einen einzigen Juden zu behren. Indeß war er doch bei dieser Gelegenheit dem Herzoge Friedrich von Mecklenburg-Schwerin bekannt geworden und erhielt 1760 den Ruf als Magister legens an die neu errichtete Universität Bützow. Nach 3 Jahren zum ordentl. Prof. der orientalischen Sprachen befördert, verbreitete er durch literarische Thätigkeit, die sich ebenso mannigfach als seltsam äußerte, s. Ruhm durch ganz Europa. Als 1789 die Universität Bützow wieder aufgelöst ward, kam T. als Professor, Oberbibliothekar und Vorsteher des Museums nach Rostock. Als Schriftsteller trat er zuerst auf mit einem Dialog in engl. Sprache, zwischen einem gelehrten Juden und einem christlichen Bekehrer. Seine wichtigste Schrift ist: »Bützowische Nebenstunden« (1766 -- 69, 6 Bde.): ein reichhaltiges Magazin für Geschichte und Wissenschaft des Judenthums. Sehr interessant sind die beiden, aus umfassender Belesenheit in gedruckten Werken und handschriftlichen Urkunden hervorgegangenen, jetzt höchst selten gewordenen Abhandlung: »Abbreviaturarum Hebraicarum sup-

plementum primum et secundum« (1768—69). Für die biblische Literatur war er wirksam durch mühsames Sammeln von Varianten aus Raschi, Vergleichungen der alten Uebersetzungen mit dem hebr. Grundtext, genaue Beschreibungen der merkwürdigsten Bibelausgaben u. s. w. Seine Streitschriften gegen Kennicott haben zu haltbaren Grundsätzen in der biblischen Kritik geführt. Um sich den Fortschritt im Gebiete der asiatischen Paläographie zu erleichtern, nahm er bei einem geschickten jüdischen Petschierstecher und einem Hofmaler in Schwerin Unterricht im Radiren, und gab schon 1767 2 gelungene Blätter mit jüdischen Grabschriften. Einen Hauptvortheil gewährte auch T. seine vertraute Bekanntschaft mit den kufischen oder altarabischen Schriftzügen; ihm gebührt der Ruhm, die arabische Paläographie zuerst fest begründet zu haben. So gab er z. B. die Erklärung der kufischen Schrift auf dem Krönungsmantel der deutschen Kaiser, und Erläuterungen über kufisch-sicilische Denkmäler. Aus den entferntesten Ländern Europa's erhielt er fortwährend Zusendungen arabischer Inschriften und mohammedanischer Münzen. In der richtigen Bezeichnung des Charakters der phönizischen Sprache hat er alle s. Vorgänger übertroffen. Auch die persepolitanischen Inschriften waren viele Jahre hindurch Gegenstand seiner Forschung. Unter allen deutschen Universitätslehrern war T. der erste, welcher über orientalische Paläographie Vorlesungen hielt. Auch stellte er über verschiedene religiöse Sekten Asiens Untersuchungen an u. machte auf den Katechismus der Drusen aufmerksam. Alles dies vereinigte sich, um seinen Namen weit über Deutschlands Grenzen zu tragen. Vorsteher wichtiger Sammlungen, deren Kleinode sie anzustaunen, aber nicht zu entziffern vermochten, wandten sich durch Abgeordnete oder in den verbindlichsten Schreiben, begleitet von kostbaren Geschenken, an das berühmte Orakel in Bützow und Rostock. Oft aber kam T.

ihnen zuvor; denn hatte er in der weitesten Ferne irgend einen Satz ausgespäht, so ruhte er nicht, bis er den Anblick desselben in treuen Abgüssen und Abbildungen sich verschafft hatte. In schriftlichem Verkehr stand er mit einem Fürsten v. Torremuzza, einem Vicekönig von Sicilien und einem Erzbischof von Palermo; auch der Cardinal Borgia und sogar der Papst blieben ihm nicht unzugänglich. Die berühmtesten Gelehrten Spaniens waren seine eifrigen Correspondenten. Sylv. de Sacy, Langlès, Thunberg, Pallas, Frähn und Norberg waren ihm befreundet; sogar aus Calcutta liefen Briefe bei ihm ein. Doch leider fachte dies Alles bei T. eine ganz unbegrenzte Eitelkeit und Ruhmsucht an, die ihm manche Demüthigung bereiteten; besonders geschah dies in den Streitigkeiten mit Franz Perez Bayer, Archidiakonus zu Valencia. T. ward zum Hofrath, dann zum Kanzleirath ernannt; am Tage seiner 50jährigen Dienstjubelfeier (14. Nov. 1813), erhielt er das Patent als Vicekanzler und eine goldne Denkmünze. Bei dieser Gelegenheit ertheilten ihm die theologische und juristische Facultät ihre höchste Würde. — Geehrt und geliebt, im vollen Besitze aller Körper- und Geisteskräfte, schied T. schmerzlos vom Leben am 30. Dec. 1815. Zum Ankauf der sämmtlichen, von T. hinterlassenen literarischen Schätze für die Universitätsbibliothek zu Rostock bewilligte der Großherzog 5000 Thlr. Die Sammlung ist sehr reich an Manuscripten und Curiosis aller Art; darunter allein gegen 4000 Briefe, die T. an christliche und jüdische Gelehrte schrieb. Dem Nachruhme T. verdankt auch Rostock das Geschenk des persischen Wörterbuches vom Sultan von Oude. T. war ein Muster von Berufstreue und Uneigennützigkeit, rastlos thätig und unermüdet im Wohlthun. Zur Unterstützung der freiwilligen Jäger hat er 1813 größere Summen gespendet als irgend einer seiner Collegen. Zu bedauern ist es nur, daß die pietistische Richtung, welche er aus frühester Jugend

in ein reiferes Alter hinübernahm, den freiern Aufschwung seines Geistes hemmen mußte, und daß der eitle Wahn, Alles zu wissen und erklären, ihn oft zu den seltsamsten und abenteuerlichsten Behauptungen verleitet hat. So suchte er einst zu beweisen, daß die Zigeuner ursprünglich Juden gewesen, die aus den Einöden, wohin sie während der Verfolgungen (1348—49) Zuflucht genommen, hervorgekommen seien und sich für Aegypter ausgegeben hätten. Ausführlichere Nachrichten von seinem Leben und Wirken findet man in A. T. Hartmann's »Oluf Gerhard Tychsen, oder Wanderungen durch die mannigfaltigsten Gebiete der biblisch-asiatischen Literatur« (2 Bde., Bremen 1818—20).

Tympanum (griech.), die Pauke, Trommel; bei den Griechen und Römern ein Instrument, etwa wie der Tamburin, das mit der Hand geschlagen und auch besonders bei religiösen Feierlichkeiten gebraucht wurde; auch das Trommelfell. In der Bkst. heißt Tympanum das Giebelfeld.

Tyrann (gr.), ursprünglich jeder unabhängige Fürst oder Landesherr; in der Folge, da die Regenten ihre Macht mißbrauchten, erhielt das Wort die schlechtere Bedeutung eines solchen Fürsten, der auf widerrechtliche Art, und mit Eingriff in eines andern rechtmäßigen Herrn Rechte, sich der Herrschaft in einem Lande bemächtiget und zum Landesherrn aufgeworfen hat, Usurpator. — Ferner nannte man, wie man es auch gegenwärtig noch meint, denjenigen Regenten Tyrann, der zwar rechtmäßig zur Regierung gelangt ist, aber sie, mit Uebertretung der Fundamentalgesetze des Landes, im höchsten Grade mißbraucht und seine Unterthanen ganz nach Willkühr und wie Sklaven behandelt; daher figürl. auch Jeder, der gegen Andere hart, grausam, fühllos verfährt, ein Tyrann genannt wird.

Tyrrhenia, so viel als Etrurien (s. Etrurier), von deren an-

geblichem Gründer Tyrrhenus, Atyos Sohn. — Die Tyrrhenische Flöte war ein Kriegsinstrument der alten Griechen von sehr starkem Tone; wahrscheinlich eine unsrer Trompetenarten.

Tyrtäus, ein griech. Dichter, von Athen oder Mileto gebürtig, berühmt als Lautenschläger, ungef. 630 vor Chr. Die Lacedämonier, nach vielen von den Messeniern erlittenen Niederlagen, erhielten vom Orakel den Rath, sich von den Atheniensern einen Anführer zu erbitten; diese schickten zum Spott eben jenen Tyrtäus, ein unansehnliches, gebrechliches Männchen, der zwar die Jugend zu lehren, aber keine Kriegskunst verstand. Dennoch wußte er durch seine Lieder die Lacedämonier zur Tapferkeit, Vaterlandsliebe zu ermuntern, und dadurch angefeuert, gewannen diese endlich doch den Sieg über die Messenier. Tyrtäus erhielt — eine große Auszeichnung — in Lacedämon das Bürgerrecht. Seine Lieder, von denen noch 5 auf uns gekommen sind, wurden in hohen Ehren gehalten, und bei gewissen bestimmten Gelegenheiten gesungen.

Tzschirner (Heinrich Gottlieb), dieser ausgezeichnete, um die evangelische Religion so hochverdiente Kirchenlehrer, war zu Mitweida (in Sachsen) 1778 geboren. Von seinem Vater, dem dasigen Oberpfarrer, vorbereitet, kam er 1791 auf die gelehrte Schule zu Chemnitz (wo er mit Bretschneider, Pölitz, Winzer u. m. schon innige Freundschaft schloß), bezog dann 1796 die Universität Leipzig, wo er mit vollem Eifer das theologische Studium begann, schon 1799 sich dem Examen zu Dresden mit besonderer Auszeichnung unterwarf, und kurz darauf (1800) in Wittenberg das Amt eines akademischen Lehrers antrat, dieses zwar auf einige Jahre wieder verließ, um seinem kranken Vater als Amtsgehülfe beizustehen, auch nach dessen Tode das Diaconat seiner Vaterstadt übernahm, aber in der Folge (1805) als ordentl. Professor der Theologie wieder nach Wittenberg berufen wurde

und hier mit großem Erfolge seine exegetischen und dogmatischen Vorlesungen hielt. Im J. 1809 ward ihm nun der Ruf nach Leipzig und auch hier zeichnete er sich als Lehrer sowohl, wie als Kanzelredner an der Universitätskirche aus. Nur die allgemeine Begeisterung für die Befreiung Deutschlands von dem Franzosen-Joche konnte ihn bewegen, 1814 auf einige Zeit als Feldpropst den sächsischen Truppen auf ihrem Zuge gegen Frankreich zu folgen, während sein Freund, der von Wittenberg nach Leipzig geflüchtete D. Winzer, einstweilen seine Stelle vertrat. Doch bald, nachdem Paris eingenommen worden, kehrte er zu seinem Berufe zurück, wurde 1815 zwar zum Archidiaconus an der Thomaskirche berufen, jedoch, da noch vor seinem Antritte der hiesige Superintendent, der verewigte Rosenmüller, mit Tode abging, zu dessen Nachfolger ernannt. Von jetzt an erhob er sich nicht nur, unter jedesmaligem außerordentlichen Zuströmen von Zuhörern, als ausgezeichneter Kanzelredner an der Hauptkirche zu St. Thomas (vorzüglich zeigte er sich als solchen bei der dritten Reformations-Jubelfeier), sondern auch als eifriger Kämpfer für die evangelische Kirche, für die Sache des Glaubens, der Wahrheit, des Rechts. Nachdem er bei dem bekannten Abfalle Haller's durch Beleuchtung dieses Uebertritts (1821) sich als gründlichen Widerleger der Ausflüchte dieses Mannes bewährt hatte, erregte er besonders durch seine merkwürdige Schrift: »Protestantismus und Katholicismus aus dem Standpunkte der Politik betrachtet«, 1822 (die mehrere Auflagen nach einander und selbst die Uebersetzungen ins Englische, Französische, Holländische erlebte), die allgemeine Bewunderung und Theilnahme. Immer höher noch stieg er in der Achtung durch seine überall sowohl in Predigten als in Schriften gezeigte Freimüthigkeit, mit welcher er sich sowohl der Sache Griechenlands annahm, als auch die erneuerte Furcht vor revolutionnairen Ausbrüchen zu beschwichtigen wußte ꝛc.

Mit unerschütterlichem Muthe und Festigkeit bekämpfte er die Anmaßungen der römischen Kirche und stand — man könnte wohl sagen, wie ein zweiter Luther — ohne durch Anfeindungen und Drohungen mancherlei Art sich stören zu lassen, treu seinem Berufe, wie ein Fels im Ungewitter. Leider litt aber nur seine Gesundheit bei den vielen Anstrengungen zu sehr. Eine immer wiederkehrende, ganz eigene Art von Brustbeklemmung, die durch alle angewandte Mittel nicht zu heben war, und deren Ursachen man erst nach der Section näher entdecken konnte, die aber dem ehrwürdigen Diener der Religion, besonders bei seinen Kanzelreden unsägliche Schmerzen verursacht haben mußte, machte seinem theuern Leben nur zu frühzeitig (schon am 17. Febr. 1828) ein Ende. Erschütternd war die schnell sich verbreitende Nachricht von seinem Tode, nicht bloß für die sämmtlichen Bewohner Leipzigs, sondern auch für das ganze evangelische Deutschland. Die allgemeine Theilnahme der Ersteren zeigte sich bei seiner feierlichen Beerdigung, zeigt sich noch bis jetzt, da jährlich sein Todestag durch feierlichen Gesang und Rede an der Ruhestätte des Vollendeten von einer großen Zahl Studirender, großentheils noch Schüler des unvergeßlichen Lehrers, unter Theilnahme so vieler anderen Mitbürger, aufs rührendste gefeiert wird. — Als offener, freimüthiger Sprecher für die Sache der Menschheit, als Kenner und tiefer Forscher seiner Wissenschaft, als muthiger, unerschütterlicher Vertheidiger der evangelischen Kirche und ihrer Freiheit, als trefflicher, durch Feuer und Begeisterung alle Hörer hinreißender, Kanzelredner, in welchem seine Verehrer, wie schon erwähnt, einen zweiten Luther sich vergegenwärtigten, wird sein Andenken immerfort bleiben; und außer den schon erwähnten und zahlreichen Schriften werden seine nachgelassenen musterhaften Predigten (die außerdem, daß schon mehrere Bände davon bei seinem Leben erschienen, der verdienstvolle vieljährige Freund des Entschlafenen, D.

Goldhorn, nach dessen Tode herausgegeben), die von ihm angefangene, leider nicht ganz vollendete (vom Prof. Krug nachher herausgegebene) Reihe von Briefen eines Deutschen an französ. Gelehrte über die wichtigsten religiösen, kirchlichen und staatsrechtlichen Fragen unserer Zeit; das ebenfalls erst nach seinem Tode herausgekommene Werk: »Der Fall des Heidenthums« u. v. a. Werke ein redendes Zeugniß für den hohen Werth dieses zu früh der Erde entrissenen Religionslehrers ablegen.

U, der 21. Buchstabe des deutschen Abc, und der 5. Selbstlauter.

Uebergangsgebirge, s. Geognosie.

Uebergang über einen Fluß. Flußübergänge gehören mit zu den wichtigsten Unternehmungen im Kriege. Ungeachtet der großen Schwierigkeiten und Hindernisse, welche sich ihnen darbieten, vorzüglich wenn die Flüsse breit, reißend und von starken Truppenmassen vertheidigt sind, mißglücken sie doch selten, sobald sie mit der erforderlichen Vorsicht unternommen werden, welches sowol die Kriegsgeschichte als das Urtheil der größten Heerführer, die über diesen Gegenstand geschrieben haben, bestätigt. (s. »Friedrichs II. Unterricht an seine Generale«, Art. 19 u. 20.) Die offene Gewalt ist hier nur bei großer Uebermacht des Angreifenden und einem diesem günstigen Terrain anwendbar. Günstig ist es: 1) wenn das diesseitige Ufer das jenseitige überhöht oder beherrscht (dominirt), oder eine Krümmung bildet, sodaß der Uebergangspunkt jenseits umfaßt wird; 2) wenn beide Ufer mit Gebüsch bewachsen sind, welches nicht allein die Anstalten zum Uebergang auf dem diesseitigen verbirgt, sondern auch die Behauptung der zuerst in Böten übergeschifften Infanterie auf dem jenseitigen erleichtert (unter dem Schutze dieser Infanterie und dem Feuer

der diesseitigen Batterien können dann die erfoderlichen Brücken geschlagen werden); 3) wenn sich Inseln im Flusse befinden, die der Uebergehende nehmen und zur Erleichterung und Beschützung seiner Arbeiten benutzen kann ꝛc. Doch alle diese günstigen Verhältnisse heben noch nicht die Kriegslisten und Vorsichtsmaßregeln auf, an denen die Geschichte so reich ist. Unter diesen ist die vorzüglichste, den Vertheidiger über den wahren Uebergangspunkt dadurch zu täuschen, daß man an einer oder mehreren Stellen des Ufers Truppen und Brückenmaterialien zusammenbringt, dadurch die Aufmerksamkeit des Feindes auf diese Punkte hinleitet, unterdessen insgeheim die Hauptmacht in der Nähe des eigentlichen Uebergangspunktes vereinigt, und, wenn Alles vorbereitet ist, im Stillen und wo möglich in der Nacht, in Böten und Kähnen Infanterie auf das jenseitige Ufer schickt, die Brücken schlägt und dann mit der Masse übergeht. Diese bei einer langen Vertheidigungslinie leicht zu bewirkende Täuschung ist eine der Hauptursachen, daß die Uebergänge so selten mißglücken. Gleiche Vorsicht, nur mit einigen, durch das verschiedene Verhältniß erzeugten, Modificationen, ist erfoderlich, wenn man sich vor dem Feinde über einen Fluß zurückzieht. Oft hat sich der Vertheidiger des Flusses auf dem jenseitigen Ufer verschanzt, und dann wird gewöhnlich, wenn man keinen andern Punkt des Uebergangs wählen kann, dieser durch ein anhaltendes Geschützfeuer vorbereitet, dadurch das feindliche zum Schweigen gebracht und dann der Uebergang bewerkstelligt. — Schwieriger als der Uebergang selbst ist es, sich auf dem jenseitigen Ufer zu behaupten, und sich gegen die Angriffe des Feindes und dagegen zu sichern, in den Fluß geworfen zu werden. Es ist oft eine List des den Fluß vertheidigenden Theiles, sich von dem Ufer entfernt aufzustellen, den Uebergang nur wenig zu beunruhigen und, sobald er mit einem Theile des Heeres bewerkstelligt ist, sich auf diesen mit überlegener Macht zu

werfen und so in den Fluß zu drängen, wie es auch z. B. die Oestreicher bei Aspern und Eßlingen versucht haben. Zum Uebergange selbst gehören eine große Menge von Materialien, die entweder auf den Flüssen vorgefundene Böte und Kähne, oder (gewöhnlicher) förmlich eingerichtete Brückengeräthschaften (s. Pontons) sind, welche den Armeen nachgeführt werden. In Ermangelung derselben bedient man sich auch gewöhnlich der Flößen (s. d.). — Die Kriegsgeschichte ist sehr reich an merkwürdigen Flußübergängen, von Alexanders Uebergang über den Hydaspes bis zu dem Napoleons über die Donau und Beresina. Als Beispiele ungeheurer Brückenarbeiten verdienen die des Herzogs v. Parma bei Antwerpen (1584 und 1585) und Napoleons auf der Lobauinsel (1809) genannt zu werden. Durch List und Vorsicht bei diesen Unternehmungen zeichnete sich der Prinz Eugen v. Savoyen vorzüglich aus; sein Uebergang über den Po und die Etsch können noch jetzt als Muster gelten.

Ueberlieferung, s. Tradition.

Uebersetzungskunst. Eine vollkommen gute Uebersetzung, d. i. die Uebertragung einer ausländischen Schrift in eine andre Sprache, erfodert 1) Uebereinstimmung der Gedanken der Urschrift und der Uebersetzung im Ganzen und Einzelnen. Hierzu ist nöthig vollkommene Sprach- und Sachkenntniß. Wörtliche Treue darf die Deutlichkeit des Gedankens nicht aufheben. Der ihr entgegengesetzte Fehler ist das Paraphrasiren oder Modernisiren, durch welches der Gedanke faßlicher gemacht wird. Aber die Uebersetzung ist von der Erklärung zu unterscheiden. Der Uebersetzer muß sogar die Dunkelheit und Zweideutigkeit des Originals nachahmen; er darf den Schriftsteller nicht verbessern, noch überhaupt demselben Etwas geben oder nehmen, es müßte denn z. B. eine Weglassung nur in der Sprache der Urschrift verständlich sein, welche in der Sprache der Uebersetzung unver-

ständlich wäre. 2) Uebereinstimmung des Charakters und Styls der Uebersetzung mit der Urschrift; die Uebersetzung soll nicht bloß ausdrücken, was die Urschrift sagt, sondern auch die Art und Weise, wie sie dasselbe sagt. Der eigenthümliche Charakter und Styl des Schriftstellers muß also ebenfalls nachgebildet werden. Dies schränkt den Uebersetzer natürlich ein. Hierzu gehört ein feiner Sinn für das Charakteristische eines Schriftstellers, Fähigkeit, sich in fremde Eigenthümlichkeiten zu versetz n, und ein geübter Geschmack. Man kann die Aufgabe so stellen: Der Uebersetzer soll sich so ausdrücken, wie der Schriftsteller, wenn er in des Uebersetzers Sprache geschrieben hätte, sich ausgedrückt haben würde, wobei natürlich auch auf die jedesmalige Bildungsstufe der Sprache, in welche übersetzt wird, Rücksicht zu nehmen ist. Die Treue der Nachbildung in dieser Hinsicht ist daher ein Ideal und wird natürlich durch den verschiedenen Genius der Sprachen beschränkt. Den Charakter der fremden Sprache darf der Uebersetzer nur insoweit nachbilden, als dies dem Charakter der seinigen nicht widerspricht. Ferner muß auch die Sprachform berücksichtigt, und daher Poesie in Poesie übertragen werden, wo möglich in demselben Metrum. Was Styl und Diction anlangt, so soll die Uebersetzung die Leichtigkeit und Ungezwungenheit des Originals haben, doch ohne ungebundener zu werden. Oft können nur durch ähnliche Redensarten Sprüchworte übersetzt werden, und nicht selten ist Uebersetzen schwieriger, als selbst schreiben. Die schwere Aufgabe ist, Freiheit mit Treue zu verbinden. — Die Uebersetzungskunst mußte natürlich geübt und gebildet werden, sobald ein Volk die Bildung eines andern erbte. Die Geschichte der Wissenschaften nennt Manetho, einen ägyptischen Priester, als einen der frühesten Uebersetzer; er soll zur Zeit des Ptolemäus Philadelphus die Geschichte seines Landes in die griech. Sprache übersetzt haben. Die Griechen bemühten sich, die Schätze der morgenländ.

Völker sich zu eigen zu machen; daher denn Ptolemäus Philadelphus schon die 5 Bücher Mosis übersetzen ließ, und Philo Byblius die Annalen des Sanchoniathon aus dem Phönizischen ins Griechische übertrug. Die Kritik brachte die Uebersetzungskunst, wie jede andre, in Regeln. Schon Cicero, Plinius und Quintilian sprechen von den Regeln guter Uebersetzungen. D'Alembert, Batteux und Garve theilten einige scharfsinnige Bemerkungen über diese Kunst mit. Unter den Deutschen haben erst Voß, A. W. Schlegel und Gries einer bessern Uebersetzungsweise Eingang verschafft. Das Bestreben, nebst dem Wortverstande auch das eigenthümliche Colorit eines Schriftstellers auszudrücken, ist durch den Reichthum und die Bildsamkeit der deutschen Sprache erleichtert worden. Keine der neuern Sprachen kommt den alten, der griechischen und römischen, im Charakter so nahe als die deutsche; keine ist wie sie im Stande, die Sylbenmaße der Alten sich anzueignen: daher auch keine bessere Uebersetzungen der alten Dichter aufweisen kann. Homer und Virgil von Voß, Tasso und Ariosto von Gries und Streckfuß, des Letztern Dante, Calderon von Schlegel und Gries, Shakspeare von Schlegel, sind herrliche Copien für Den, dem der Genuß der Originalwerke versagt ist.

Ubiquität — ein nach Art des Lateins der scholastischen Philosophie gebildeter Ausdruck zur Bezeichnung der Allgegenwart — wurde von Luther diejenige Eigenschaft des Leibes Christi genannt, vermöge deren er unter dem Brote im Abendmahl allenthalben gegenwärtig ist. Die Hitze des ersten Acts der Sacramentsstreitigkeiten hatte diesen unbequemen Ausdruck schon verhaßt gemacht, als ihn die steiflutherischen Prediger zu Bremen seit 1556 aufs neue in einem noch härtern, der gesunden Vernunft widersprechenden Sinne gegen die Calvinisten anwendeten, und die würtemb. Theologen, in dem 1559 von Joh. Brenz aufgesetzten Glaubensbekenntnisse, zu einem

Hauptpunkte der lutherischen Rechtgläubigkeit in ihrer Landeskirche erhoben. Da indessen auch die Calvinisten eine wahre, obwol nur dem Glauben erkennbare Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahle zugestanden, brachten die luth. Eiferer, um sich ja recht scharf von diesen verhaßten Gegnern zu unterscheiden, den Satz von der wirklichen gegenseitigen Mittheilung der Eigenschaften beider Naturen in Christo (communicatio idiomatum) in ihren Lehrbegriff, und suchten dadurch zu beweisen, daß der Leib Christi in, mit und unter dem Brote im Abendmahl allenthalben, ohne Rücksicht auf den Glauben der Communicanten, gegenwärtig sein müsse. Damit jedoch dieser, vielen Mißverständnissen ausgesetzten Vorstellung, die ihren Vertheidigern den Namen Ubiquisten oder Ubiquitisten zuzog, die scheinbare Aehnlichkeit mit der kath. Transsubstantiationslehre nicht mehr vorzuwerfen sei, erklärten die Verfasser der bergischen Concordienformel (s. d.) ausdrücklich, die Ubiquität des Leibes Christi finde nicht auf eine räumliche und irdische Weise statt. Das Interesse für die ohnehin aus der h. Schrift keineswegs beweisbare Ubiquitätslehre, über die sich noch 1610 ein neuer Streit zwischen den ihr eifrig ergebenen tübingischen Theologen und den gemäßigtern gießenschen erhob, haben die folg. Jahrhunderte auch unter den lutherischen geschwächt, und die unbefangenern evangel. Theologen beider Kirchen wurden im 18. Jahrh. darüber einverstanden, daß Christus im h. Abendmahle Denen, die es würdig genießen, allerdings gegenwärtig, die Bestimmung der Art und Weise dieser Gegenwart und der Vereinigung seines Leibes mit dem Abendmahlsbrote (unio sacramentalis) aber kein Gegenstand menschlicher Lehrvorschriften, und daher dem Glauben der Einzelnen zu überlassen sei.

Ugarte y Larrizabal (Don Antonio), aus einem alten Geschlecht in Navarra, Grand von Spanien und Staatsrath, von

1825—27 kön. span. außerord. Gesandter und bevollmächt. Minister am Hofe zu Turin, vorher eines der einflußreichsten Mitglieder der Camarilla, besaß mehrere Jahre hindurch das Vertrauen und die Gunst des Königs, daher er, anfangs, noch ehe er ein öffentliches Staatsamt bekleidete, als bloßer Hofmann durch seine Verbindung mit dem russischen Minister, später aber durch die Häupter der Absolutistenpartei unterstützt, eine wichtige Stellung in den Umgebungen des Königs Ferdinand behauptete. Der russische Gesandte zu Madrid, Herr v. Tatitscheff, hatte ihn 1817 dem Könige empfohlen. Seitdem stieg Herr v. U. in der Gunst seines Monarchen immer höher. Er selbst aber ließ sich, vor der Revolution von 1820, in seinen politischen Ansichten ganz von dem Herrn v. Tatitscheff leiten. Dies war z. B. der Fall bei der Unterhandlung wegen des Ankaufs von Schiffen, die Rußland damals an Spanien verkaufte. Auch hatte Hr. v. U. einige besondere Angelegenheiten zu besorgen, die der König seinen Ministern nicht anvertrauen wollte. Dieses Vertrauens ungeachtet wurde er, kurz vor dem Ausbruche der Revolution von 1820, unter dem Ministerium des Herzogs von San-Fernando, nach Segovia verwiesen. Sobald der König die Constitution von Cadiz angenommen hatte, kehrte Hr. v. U. mit andern Verwiesenen nach Madrid zurück, blieb aber im Hintergrunde. Er unterhielt jedoch mit dem König sehr thätige geheime Verbindungen. Durch seine Vermittelung übermachte der Monarch eigenhändig von ihm geschriebene Briefe an den Kaiser von Rußland und an andre Fürsten. So arbeitete auch Hr. v. U. im Interesse seines Herrn sehr thätig, um 1822 die ersten royalistischen Insurrectionen zu organisiren. Während der Regentschaft vom J. 1823 sprach man wenig von ihm; allein kaum war der König nach Madrid zurückgekommen, so wurde die Gunst, in der Hr. v. U. stand, sehr sichtbar. Der russische Botschafter in Paris,

Graf Pozzo di Borgo, fand an ihm einen Mann, der wegen seiner Verhältnisse mit Hrn. v. Tatitscheff, die niemals unterbrochen worden waren, für Rußland große Ergebenheit bezeigte, und sehr bereit war, das Ministerium des D. Victor Saez zu stürzen, welches in Hinsicht auf ihn eine beleidigende Unabhängigkeit zeigen wollte. Seit dieser Zeit nahm H. v. U.'s Einfluß stets zu. Er wurde 1824 zum Secretair des Minister- und des Staatsraths ernannt, was in Spanien ein sehr wichtiges Amt ist, das man für ihn wieder schuf, und das ihm den Rang eines Ministers ertheilte. Er ward jetzt durch seinen Einfluß der geheime Chef des Ministeriums und bildete darin gewissermaßen die russische Partei. So gelang es dem Grafen Pozzo di Borgo, durch Hrn. v. U. das Ministerium von Victor Saez zu stürzen. Der neue Chef des Ministeriums, Marquis von Casa-Irujo, schien in Verbindung mit Hrn. v. Heredia (nachher zum Grafen v. Ofalia erhoben) der Regierung einen gemäßigten Gang zu geben. Indeß handelte Hr. v. Casa-Irujo mit Hrn. v. U. in völliger Uebereinstimmung; als aber nach Casa-Irujo's Tode der Graf v. Ofalia Präsident des Raths und Minister der auswärt. Angeleg. wurde, so erhob sich gegen das neue, wie man in Madrid mit Unrecht glaubte durch Frankreichs Einfluß gebildete, Ministerium der Haß der Absolutisten und des Klerus. Graf Ofalia handelte jedoch so wenig nach den Hoffnungen der constitutionnellen Partei, daß er vielmehr das strenge System des vorigen Ministeriums noch verstärkte. Daher ward die Zusammensetzung des neuen Ministeriums von dem gesammten diplomatischen Corps, den wirklichen russischen Gesandten, Herrn v. Oubril mit eingeschlossen, nicht gebilligt, und der franz. Gesandte, Graf v. Talaru, arbeitete in Verbindung mit dem franz. Oberbefehlshaber General Bourmont, an einem Ministerwechsel, dem selbst Hr. v. U., um seinen Einfluß nicht aufs Spiel zu setzen, keineswegs entgegen war

Allein das franz. Cabinet ging auf Talaru's Plan nicht ein, sondern bestand auf die Anerkennung der Summe von 34 Mill. Fr., die Spanien an Frankreich schuldig sein sollte. Hr. v. Ofalia bewirkte diese Anerkennung, und versprach sogar dem franz. Cabinet, eine Amnestie zu erlassen. Er ward nunmehr von dem franz. Cabinet auf seinem Posten gehalten, aber nur eine Zeitlang, denn er hatte bei keiner Partei Freunde. Vielmehr sank Ofalia's Credit, seitdem er sich mit dem franz. Cabinet in Verbindung gesetzt hatte, täglich bei Hofe, und folglich auch bei Hrn. v. U. Ofalia konnte lange Zeit das Amnestiedecret nicht auswirken; der Rath von Castilien und einer seiner Collegen, den er ernannt hatte, Hr. v. Calomarde (noch gegenwärtig Minister der Gnaden- und Justizsachen) arbeiteten demselben beim König entgegen. Endlich erschien die Amnestieerklärung am 1. Mai 1824; allein sie hatte so viele Ausnahmen zur Grundlage, daß sie nur neue Verfolgungen veranlaßte. Darüber entstand eine Trennung im Ministerium selbst. Ofalia hatte den einzigen Kriegsminister, General Cruz, für sich; Calomarde stand an der Spitze der Gegenpartei, zu welcher die einflußreichsten Mitglieder des Raths von Castilien, der General Aymerich, Oberinspector der royalistischen Freiwilligen und mehrere royalistische Guerillachefs gehörten. Hr. v. U. sprach sich nicht aus, neigte sich aber auf die Seite des Hrn. v. Calomarde hin; denn von dem Augenblicke an, wo Graf d'Ofalia eine andre Unterstützung, als die des Hrn. v. U. gesucht hatte, verlor er das Zutrauen dieses Letztern. Uebrigens soll sich Hr. v. U. selbst wenig darum kümmern, ob ein Minister in seinem Royalismus gemäßigt oder übertrieben ist; Alles soll bei ihm darauf ankommen, daß der Minister in einer völligen Abhängigkeit von ihm bleibe. Daher suchte U., indem er gemeinschaftlich mit Hrn. v. Calomarde den Hrn. d'Ofalia stürzte, dessen Nachfolger nicht in der Partei, zu der sich Calomarde geschla-

gen hatte, sondern wählte den Hrn. Zea-Bermudez, der ihm bisher vollkommen ergeben gewesen war, wenn er schon nach seinem frühern politischen Leben der halbliberalen oder der gemäßigt denkenden Partei angehörte. Am 12. Juli 1824 wurde Graf Ofalia in Ungnade entlassen, und Herr Zea, damals Gesandter in London, früher in Petersburg, zu dessen Nachfolger ernannt. Allein Hr. v. U. sah bald, daß er eben durch diese Wahl in der Gunst der Absolutisten zu sinken anfing. Da nun auch Hr. v. Zea, durch den russischen Minister, Hrn. v. Oubril, und durch den franz. Minister nachdrücklich unterstützt, Hrn. v. U.'s Einfluß zu vermindern schien, dieser aber wahrzunehmen glaubte, daß jener Minister seinen vielen Feinden am Hofe und in der Geistlichkeit nicht lange mehr würde widerstehen können, so schloß er sich wieder an Zea's Hauptgegner, den Justizminister Calomarde, an, der von jeher die Stütze der Absolutisten und der Apostolischen im Ministerium gewesen war. Deshalb mußte Hr. v. Zea, um sich auf seinem Posten zu erhalten, den Hrn. v. U. zu entfernen suchen. Es gelang ihm. Der König ernannte am 17. März 1825 den bisherigen Günstling zu seinem Gesandten am turiner Hofe. Die von ihm bekleidete Stelle des doppelten Secretariats erhielt D. Antonio Fernandez de Urrutia, der erste Divisionschef im Ministerium des Auswärtigen. Man sah dieses Ereigniß, welches alle Parteien zu Madrid in Bewegung setzte, als ein Werk des russischen Cabinets an, das die Klagen des russischen Gesandten, Hrn. v. Oubril, über die Unfähigkeit des Hrn. v. U. und über die Hemmungen, die er in den Gang der öffentlichen Geschäfte brächte, an den Hof zu Madrid gelangen ließ. Indeß ertheilte Ferdinand VII. dem Hrn. v. U. zugleich die Würde eines Staatsraths und gab ihm noch andre Beweise seiner Huld. Hr. v. U. wollte anfangs, unter Gesundheitsvorwänden, den Gesandtschaftsposten ablehnen; allein Hr. v. Zea machte ihm den Wil-

len des Königs kund, daß er wenigstens Madrid sogleich verlassen und sich nach Toledo begeben müsse. Gleichwol gelang es U.'s zahlreichen und mächtigen Freunden, ihm die Erlaubniß auszuwirken, noch einige Zeit in Madrid zu bleiben. Zu seinen Fürsprechern gehörten insbesondere die Patres Martinez, Cirillo (General der Franciscaner) und Velez, Erzbischof von San-Jago, sowie auch der dänische Gesandte, Graf Dernath, dessen Abberufung in der Folge Hr. v. Zea durchsetzte. Allein die Entfernung des Hrn. v. U. ganz zu hintertreiben, war der Hofpartei nicht möglich. U. reiste daher im April von Madrid ab und nahm, in Gesellschaft eines seiner Vertrauten, des schon vor langer Zeit nach der Schweiz bestimmten Gesandten, Hrn. Corpaz, den Weg über Bayonne, wo er am 17. April. ankam. Hier verweilte er mehrere Wochen, entweder neue Verhaltungsvorschriften oder seine Zurückberufung erwartend. Endlich begab er sich auf seinen Posten in Turin, von wo er aber nach des Ministers Zea Entlassung (am 24. Oct. 1825) und nach des Herz. v. Infantado (Zea's Nachfolger) genommenen Abschiede, im J. 1827 abgerufen ward. Bis jetzt scheint er jedoch das vorige Vertrauen seines Monarchen noch nicht wieder gewonnen zu haben.

Ugolino, s. Pisa.

Uhland (Johann Ludwig), geb. den 26. April 1787 zu Tübingen, wo sein Großvater ein rühmlich bekannter Theolog seiner Zeit war und sein Vater als Secretair der Universität lebt, empfing in der gelehrten Schule seiner Vaterstadt eine classische Bildung und studirte ebendaselbst von 1805—8 die Rechtswissenschaften. Hierauf ward er unter die Zahl der königl. Advocaten aufgenommen und erwarb sich 1810 die Würde eines D. der Rechte. Im Frühling d. J. unternahm er eine literarische Reise nach Paris, wo er vorzüglich die Manuscripte des Mittelalters auf der königl. Bibliothek studirte: eine Be-

schäftigung, deren erste Früchte uns die Uebersetzungen der altfranz. Gedichte in der 2. Aufl. seiner Sammlung liefern. Spätere und wichtigere erwarten wir in seiner Darstellung der deutschen Poesie des hohenstaufischen Zeitalters, einem Werke, welches ihn schon länger in Anspruch nimmt, und dessen erste Probe er in der Schrift über »Walther von der Vogelweide« (Stuttg. 1822) gegeben hat. Seine frühesten bekannt gewordenen Gedichte fallen in das Jahr 1804. Oeffentlich trat er zuerst als Dichter auf in den Musenalmanachen von Leo v. Seckendorf (1806, 1807), hernach in dem »Poetischen Almanach« auf 1812, in dem »Deutschen Dichterwald« (1813) und einigen andern gemischten Sammlungen. Eine selbstständige Sammlung seiner Gedichte erschien 1814, und jetzt in einer 3. Ausg. 1826. Schon der zweite Druck ist bedeutend vermehrt, namentlich durch seine patriotischen Gedichte, über deren äußere Veranlassung wir Einiges mittheilen müssen. U. advocirte seit dem Spätjahre 1812 in Stuttgart, wo er auch eine Zeitlang im Bureau des Justizministeriums arbeitete. So gingen die Bewegungen 1813—15 an ihm vorüber, nicht ohne tiefen Eindruck und kräftige Aufregung. Als nun 1815 der verst. König Friedrich von Würtemberg die Stände zusammenberief, um das Land mit einer neuen Constitution zu beschenken und jener merkwürdige Kampf um die alten und neuen Rechte begann, da fühlte sich U. berufen, das begeisternde Wort als die ihm verliehene Waffe für seines Vaterlandes Gerechtsame und Freiheiten schalten zu lassen. Mit Begeisterung, wie sie gegeben waren, wurden seine Lieder damals in fliegenden Blättern aufgenommen, und seine patriotischen Bestrebungen blieben nicht ohne Erfolg und Lohn. König Wilhelm verlieh 1817 seinem Lande die entrissene Constitution wieder und der Muse des Dichters war die Freude gegönnt, die öffentliche Verkünderin des Dankes zu sein, der jetzt vom Volke zum Throne auf-

stieg. Seit der Zeit ist U.'s literarische Thätigkeit durch den Drang vaterländischer Pflichten vielfach gehemmt worden. 1819 wurde er von dem Oberamt Tübingen, und im folg. J. von seiner Vaterstadt selbst zum Mitgliede der Ständeversammlung erwählt, und die Kammer machte ihn in der Folge zum Beisitzer des weitern Ausschusses, nachdem er den ihm durch große Stimmenmehrheit zuerkannten Platz im engern Ausschusse abgelehnt hatte. Unter den Arbeiten und Kämpfen für das Vaterland hat er sich das Glück der Liebe und des häuslichen Lebens begründet. — U. gehört unstreitig zu den ersten lyrischen Dichtern unserer Literatur. Gemüth, Wahrheit und Innigkeit der Empfindung, malerische Naturanschauung und vielseitige objective Unterlage, zeichnen seine Lieder aus; seine lyrischen Balladen und Romanzen, einige spanische Nachbildungen ausgenommen, athmen aus stiller Tiefe den Geist der Sehnsucht nach altväterlicher Herrlichkeit und Echtheit in kräftiger Rührung aus. Weniger bedeutend, obgleich nicht ohne mannichfache poetische Vorzüge, sind seine dramatischen Arbeiten: »Herzog Ernst von Schwaben« (Heidelb. 1817), und »Ludwig der Baier« (Berlin 1819). Vgl. Gustav Schwab's Aufsatz über Uhland in dem Taschenbuche »Moosrosen«, 1826, und Würtembergische Landstände.

Uhlefeld (Corfiz, Graf von), kön. dänischer Reichshofmeister seit 1643 mit fast kön. Gewalt, war geb. 1604, und vermählt mit der Gräfin zu Schleswig-Holstein, Eleonore Christine (Königs Christian IV. natürl. T.). Stolz und Herrschsucht machten ihn verhaßt. Er entfloh 1651 nach Schweden, reizte Karl X. mit zum Kriege gegen Dänemark, ward des Verraths verdächtig, entfloh nach Amsterdam, von wo er den Kurfürsten v. Brandenburg zur Unterstützung der dänischen Unzufriedenen anzureizen versuchte. Er ward deshalb abwesend in Kopenhagen als Landesverräther zum Tode verurtheilt. U.

starb 1664 in einem Boote, worin er über den Rhein setzen wollte. Seine Gemahlin, eine Frau von seltenem Geiste, mußte nach ihres Mannes Tode 23 J. in einem sehr harten Gefängnisse schmachten. Sie starb 1698. Auf dem Platze des niedergerissenen Uhlefeld'schen Palastes in Kopenhagen steht eine Schandsäule. s. »Uhlefeld's Leben«, von Höst (Kopenhagen 1824).

Uhr. Viele Erfindungen, welche dem menschlichen Geiste Ehre machen, verdanken wir den müßigen Mönchen des Mittelalters, die in ihrer Einsamkeit, von allen Nahrungssorgen befreit, die Nebenstunden, welche die Andachtsübungen ihnen übrigließen, mit Versuchen aller Art, in nützlichen und unnützen Künsten, zubrachten. Dies ist auch der Fall mit den Uhren oder Zeitmessern, die durch Räder, Pendel und Stahlfedern in Bewegung gesetzt werden. Zwar das Wort horologium kommt schon bei einigen Alten vor, und man möchte aus manchen Angaben schließen, daß sie schon dergleichen Kunstwerke, wie unsere Taschen- und Stubenuhren sind, gekannt hätten. Allein, gewiß ist, daß die Uhren der Alten theils Sand-, theils Sonnen-, theils Wasseruhren waren. Die letztern brachte namentlich Julius Cäsar aus Britannien. Eine Wasseruhr war es, die Cassiodorus im 6. Jahrh. seinen Mönchen empfahl, wenn getrübter Himmel sie hindere, die Sonnenuhren zu beobachten. Eine Wasseruhr war es, die der Schwelger Trimalchio, beim Petronius, in seinem Speisezimmer stehen hatte, und bei der er einen Trompeter anstellte, welcher die abgelaufenen Stunden ausrufen mußte. Im Vitruvius kommt die Nachricht von einem alexandrinischen Künstler, Ktesibius, vor, der 140 J. vor unserer Zeitrechnung mit der Wasseruhr Triebräder verbunden habe. Aber die Nachricht ist zu dunkel und unvollständig, als daß man über die Einrichtung dieses Kunstwerks deutliche Begriffe haben könnte. In einer alten Chronik wird erzählt, daß Karl der Gr. von dem Beherr-

scher Persiens 809 eine Uhr zum Geschenk erhalten, woran Glöckchen angebracht waren, und kleine Figuren von Reitern nach Ablauf der Stunden aus fensterähnlichen Löchern hervorkamen und wieder hineingingen. Allein eine genauere Beschreibung dieses Kunstwerks, welche wir in den dem Eginhard zugeschriebenen fränkischen Annalen lesen, gibt ausdrücklich an, daß es eine Wasseruhr gewesen, und daß nach Ablauf der Stunden kleine Kügelchen von Metall auf eine kleine Glocke herabgefallen, und den Ton hervorgebracht haben. Ebenso wenig kann die Uhr, welche Pacificus, Geistlicher zu Verona, in der Mitte des 9. Jahrh. erfunden haben soll, mit Bestimmtheit für ein ähnliches Kunstwerk als unsere Uhren sind, angesehen werden; denn die Worte in seiner Grabschrift sind zu undeutlich, als daß man etwas Gewisses daraus herleiten könnte. Auch dem berühmten Gerbert von Auvergne, der nachmals u. d. N. Sylvester II. Papst war, und 1003 starb, hat man die Erfindung der Uhren zugeschrieben. Allein der glaubwürdige Zeuge, Ditmar von Merseburg, sagt nichts weiter davon, als: Gerbert habe in Magdeburg für den Kaiser Otto ein Horologium richtig aufgestellt, indem er durch eine Röhre den Stern, nach dem sich die Schiffer richten, beobachtet habe. Es kann unmöglich etwas Andres als eine Sonnenuhr gewesen sein, die Gerbert nach der Polhöhe stellte. Im 12. Jahrh. fing man in Klöstern an, Uhrwerke zu gebrauchen, welche die Stunden durch den Schall einer Glocke, welche durch Räder in Bewegung gesetzt wurde, anzeigten. Denn man findet von da an öfters den Ausdruck: die Uhr hat geschlagen; auch wird des Weisers an der Uhr schon erwähnt. Von einem Wilhelm, Abt von Hirschau, sagt sein Lebensbeschreiber: er habe ein Horologium erfunden nach dem Muster der himmlischen Sphären. So kurz diese Angabe ist, so möchte man doch deswegen glauben, dieser Abt von Hirschau sei der Erfinder der Uhren, weil man findet, daß er einen eig-

nen Menschen angestellt, der dieses sein Kunstwerk in Ordnung erhalten und stellen mußte. Dieser Abt von Hirschau starb zu Ende des 11. Jahrh. Im 13. Jahrh. kommt die Nachricht von einem Kunstwerke vor, welches Sultan Saladin dem Kaiser Friedrich II. verehrte. Dies wurde offenbar durch Gewichte und Räder in Bewegung gesetzt. Nicht allein zeigte es die Stunden an, sondern auch den Lauf der Sonne, des Mondes und der Planeten im Thierkreise. Schwerlich haben die Saracenen diese Kunst von den Mönchen der europäischen Klöster gelernt, sondern vielleicht waren sie die eigentlichen Erfinder, und die Kreuzzüge das Mittel, wodurch die Europäer diese Erfindung kennen lernten. Im 14. Jahrh. findet man schon mehr Spuren unserer heutigen Uhrwerke. Dante erwähnt ausdrücklich der Schlaguhren. Richard, Abt von St.-Albans in England, verfertigte 1326 eine Uhr, dergleichen man bis dahin noch nicht gesehen hatte. Sie zeigte nicht allein den Lauf der Sonne und des Mondes, sondern sogar die Ebbe und Flut an. Große Thurmuhren kamen auch zuerst im 14. Jahrh. auf. Vielleicht ist Jak. Dondi in Padua der Erste, der eine solche gebaut; wenigstens ward sein Geschlecht nach ihm dell' orologio genannt. Auch ein Deutscher, Heinr. de Wyck, ward in demselben Jahrh. berühmt durch die große Thurmuhr, die er auf Befehl des Königs von Frankreich, Karls V., baute. Diese Uhr war noch 1737 zu sehen. Die Taschenuhren, sonst Sackuhren, müssen von weit späterer Erfindung sein, ungeachtet man auch sie schon im 14. Jahrh. hat finden wollen. Nach der gewöhnlichen Meinung hat sie der Uhrmacher Pet. Hele um 1510 erfunden. Sie hießen auch nürnberger Eier. Nach A. gibt es vor dem Anfange des 17. Jahrh. keine zuverlässigen Spuren davon. Die Anwendung der Pendel (s. d.) bei den Uhren machte Huygens (s. d.); auch scheint er der Erfinder der Unruhe in den Taschenuhren zu sein. Diese Erfindung fällt in d. J.

1676. Um die Reibungen zu vermeiden, erfand ein Genfer, Facio, die Kunst, in Rubinen und Diamanten Löcher für die Stifte zu bohren und so die Taschenuhren noch sicherer gehen zu lassen. So entstand die Erfindung der Zeitmesser oder Chronometer, worin die Engländer es zu außerordentlicher Vollkommenheit gebracht haben. Auch sind sie schon früher die Erfinder der Repetiruhren gewesen. Ein gewisser Barlow machte 1676 eine solche Uhr für den König Karl II., und Graham war 1715 der Erfinder der Compensiv-Pendel. (Vgl. d.) Diese Erfindung ward von Harrison dadurch noch vervollkommnet, daß er seinen Pendel aus 9 runden Stäben zusammensetzte, unter denen 5 stählerne und 4 kupferne waren. Mit diesen Pendeln sind noch jetzt die astronomischen Wanduhren versehen, und man kann sich ganz auf die Gleichmäßigkeit ihrer Schwingungen verlassen. — Unter die wichtigern Uhren des 18. Jahrh. gehören vorzüglich die astronomischen Uhren des verst. Pfarrers Hahn in Echterdingen im Würtembergischen. (s. Hahn.) Er faßte die Idee der Messung der Zeit in ihrem ganzen Umfange auf, der Hauptzeiger dieser Werke ist der Zeiger der Weltgeschichte, der sich auf einer Tafel dreht, welche die Weltgeschichte in ihren Hauptmomenten nach der biblischen Zeitrechnung, und die Zukunft nach den auf die Apokalypse sich gründenden Berechnungen des verst. Präl. Bengel, zeigt, und in einem Zeitraum von beinahe 8000 Jahren seinen Umlauf vollendet. Ein weiterer Zeiger auf dieser Tafel zeigt die Jahrzahl des Seculum, und dreht sich in 100 Jahren einmal herum. Merkwürdiger noch sind die planetarischen Darstellungen der Himmelskugel mit den damals bekannten Planeten, sowie der Systeme von Ptolemäus und Kopernicus, an welchen die Planeten — und um diese herum wieder ihre Trabanten — genau in derjenigen Zeit ihre Umdrehungen machen, wie solche in der Wirklichkeit am Himmel stattfinden, wozu noch kommt, daß diese Automate nicht etwa

bloß die mittlere Bewegung haben, sondern daß ihre Bahnen, wie am Himmel, excentrisch und elliptisch sind, und die Bewegung, wie es dort scheinbar ist, bald langsamer, bald schneller, bald sogar retrograd ist. Diese, in Absicht auf Zeit und Raum gleich getreue Darstellung konnte nur die Frucht tiefer Kenntnisse und Jahre langer, ins Unendliche gehender Berechnungen sein, und Hahn ist auch hierin noch nicht erreicht werden. Zu bedauern ist, daß diese Maschinen bei den beschränkten Mitteln des Künstlers zur Ausführung, nicht besser gearbeitet sind, und daß nicht die heutige Kunst der Uhrmacher mit ihren trefflichen Arbeiten und Maschinen seinen großen und tiefen Ideen zu Gebote gestanden ist. — Die Pendeluhren haben theils Gewichte, theils werden sie durch Federn gezogen. Sowol die erstern als auch die letztern haben eine große Vollkommenheit erreicht. Auch die Taschenuhren sind auf einen nie gekannten Grad von Geschmack und Eleganz, sowie von Pünktlichkeit des Ganges gebracht worden. Zu letzterer haben hauptsächlich die vorzüglichen, in neuerer Zeit erfundenen Hemmungen (échappemens) beigetragen, deren reibende Theile bei feinern Uhren auch mit Diamant oder Rubin ꝛc. belegt werden, wie z. B. bei den Cylinderhemmungen von Breguet in Paris. Die älteste Art der Hemmungen bei Taschen- und wol auch bei Pendeluhren ist die mit der Lappenspindel, welche aber wegen ihrer zu großen Empfindlichkeit für die Zunahme oder Abnahme des Zuges bei Taschenuhren auf die Erfindung der Abgleichung des Zuges durch das Schneckengewinde des ersten Rades, auf welches die Feder wirkt, geführt hat, und auch mit dieser Verbesserung, bei feinern Taschenuhren nicht mehr angewendet wird. Man gebraucht dafür die sogen. ruhenden Hemmungen (échappemens à repos), unter welche hauptsächlich der Cylindergang, der Gang mit dem Lepinischen Haken (virgule), dann der Ankergang u. a. m. gehören. Auch bei Pendeluhren werden ruhende Hemmun-

gen vorgezogen, weil bei den andern immer nach jedem Abfall des Pendels oder Steigrads wieder eine retrograde Bewegung stattfindet. Die Unruhe, ein durch das Steigrad in Bewegung gesetztes, sich hin und her schwingendes Rad, hat auch bei stehenden oder hängenden Uhren vor Erfindung des Pendels die Stelle des Regulators vertreten müssen; sie wird jetzt nur noch bei Uhren angewendet, welche der Bewegung, d. h. dem Tragen u. s. w., ausgesetzt sind, die unverträglich mit den Schwingungen des Pendels ist, weil sich diese unveränderlich nach dem Mittelpunkte der Erde richten. Dieser Naturkraft hat die Mechanik bei der Unruhe den Spiral substituirt; sowie die Schwingungen durch die Anziehung des Mittelpunkts der Erde oder den Druck der Atmosphäre ihren Ruhepunkt erhalten, und dadurch geregelt werden, so gibt auch der Spiral der Unruhe dieses Streben nach einem gewissen Punkte, gegen welches die Kraft des Steigrades gerichtet ist, und, sowie beim Pendel, Schwingungen bewirkt, wodurch also, wenn die Zahl der Schwingungen im richtigen Verhältnisse mit der Zahl der Zähne und Triebe des Räderwerks steht, der richtige Gang der Zeiger entsteht. Da dieses für die Regelmäßigkeit der Schwingungen so wichtige Streben nach einem Ruhepunkte bei der Unruhe nicht in gleich starkem Grade stattfinden kann, wie bei dem Pendel, so sind zum richtigen Gang einer Uhr mit Unruhe große, lebhafte, und verhältnißmäßig sehr schnelle Schwingungen nothwendig, um die Störungen, welche diese durch die Bewegung, durch das Tragen 2c. der Uhr erleiden könnte, unwirksam zu machen. Sowie die Schwingungen des Pendels durch Verkürzung oder Verlängerung des Bogens, welchen die Linse beschreibt, schneller oder langsamer werden, so werden bei der Unruhe die Schwingungen durch die Correction, welche die Elasticität des Spirals vermindert oder vermehrt, schneller oder langsamer gemacht. Die zusammenziehende oder ausdehnende Wirkung der

Lufttemperatur findet auch beim Spiral statt, wie beim Pendel; sowie man bei diesem durch eine compensative Einrichtung Gleichförmigkeit der Schwingungen herzustellen gesucht hat, so trifft man nun auch in feinern Taschenuhren compensative Spiralcorrectionen an, welche diesen die Gleichheit der Schwingungen störenden Einwirkungen der Luft entgegenarbeiten sollen. — Das Vaterland der Taschenuhren ist hauptsächlich die franz. Schweiz, namentlich Genf, La-Chaux de Fonds, Locle u. s. w., wo diese zu vielen Tausenden verfertigt werden. Unter den franz. Uhrmachern haben sich unter andern Berthoud, Breguet, Chevalier, Courvoisier, Preud'homme u. A. berühmt gemacht, sowie in Frankreich und England überhaupt für die Ausbildung dieser Kunst Vieles geschehen ist. Die geschmackvollen pariser Pendeluhren, an welchen sich die bildende Kunst mit der Mechanik verbunden, sind bekannt. Freilich erscheint bei diesen die Eleganz als Hauptsache. Leider vermißt man an den neuern Taschenuhren, selbst an feinen, die große Gediegenheit des Materials der ältern, besonders franz. Taschenuhren, die ihnen eine so große Ausdauer gegeben. Von den gemeinen Taschenuhren ist hier ohnedies die Rede nicht, die so schlecht sind, daß sie selbst nicht einmal die Spottpreise werth sind, um welche sie in Unzahl verbreitet und verkauft werden. — Zu dem Besten, was über Uhren je geschrieben worden ist, gehört ein Aufsatz über ihre Theorie im 4. Bd. von Schubert's »Vermischten Schriften« (Stuttg. 1826). Ferner Klügel's »Anfangsgründe der praktischen Mechanik« (Berlin 1807, mit Kpf.). Eine ausführl. Belehrung ertheilen Geißler's »Lehrbegriff der Uhrmacherkunst« (Leipz. 1793, 2 Bde., 4.), Berthoud's trefflicher »Traité des horloges« (neue Aufl., Paris 1786, 4.), und Poppe's »Anleitung zur Kenntniß und Behandlung der Taschenuhren« (Gotha 1807). Desselben Buch: »Die Wand-, Stand- und Taschenuhren, die Erhaltung, Reparatur und Stellung derselben«

(Frankf. a. M. 1816), und endlich auch sein »Wörterbuch der Uhrmacherkunst« (Leipz. 1799).

Ukas, der, jede von der Regierung im russischen Reiche erlassene Verordnung. (s. Rußland.)

Ukraine (sprich aus Ukraïne), das fruchtbare Land, welches sich auf beiden Seiten des Dnepr bis tief in Rußland erstreckt, die Wohnorte der Kosacken umfaßt und bis auf Peter d. Gr. der stete Zankapfel zwischen Rußland und Polen gewesen ist. Es war ein Theil von Kleinrußland, und wegen seiner herrlichen Weiden, seiner Pferde und Ochsen berühmt. Der Name ist jetzt nur historisch; doch heißt noch ein Gouvernement die slobodische Ukraine (1118 QM., mit 914,400 E.).

Ulanen (Uhlanen), eine Gattung leichter Reiterei, die eigentlich tatarischen Ursprunges ist, dann aber in Polen eingeführt und von den Königen zunächst zum besondern Dienste, z. B. Escortiren, nachher aber auch im Kriege gebraucht wurde. Ihre Hauptwaffe ist die Lanze. Die oben an derselben befestigte Fahne dient durch ihr Flattern, die Pferde des Feindes scheu zu machen. Wenn die Lanze geschickt geführt wird, ist sie allerdings beim Angriff und der Verfolgung von großer Wirkung. In der Folge wurden die Ulanen bei dem östreichischen, und im siebenjährigen Kriege auch bei dem preußischen Heere, in den neuesten Zeiten aber bei den meisten Heeren errichtet. Doch sprechen alle Sachkundige den Polen den Preis der Geschicklichkeit zu.

Ulema heißt bei den Türken die Classe der Rechtsgelehrten, welche zugleich als Geistliche betrachtet werden, da das Recht oder bürgerliche Gesetz der Türken ebensowol als ihre Religion von Mohammed herkommt, und in ihrem Religionsbuche, dem Koran, auf den sich auch alle spätere gesetzliche Vorschriften gründen, enthalten ist.

Das Oberhaupt der Ulema ist der Mufti (s. d.). Die oberste Stelle nach diesem nimmt der Kadileskier ein, deren es 3 gibt, einen in Europa, einen in Asien und den dritten in Aegypten. Sie haben Sitz und Stimme im Divan; alle Kadis oder Unterrichter in dem ihnen untergebenen Theile des Reichs stehen unter ihnen und werden von ihnen angestellt. Die Stelle des Kadileskiers bahnt den Weg zu der Würde eines Mufti; es kann Keiner die letztere erlangen, wenn er nicht vorher jene mit Ehre und Beifall bekleidet hat. Die dritte Classe der Ulemas machen die Mollahs (s. d.), die, nach der Größe des Gehalts, vom ersten oder zweiten Range sind, und die Oberrichter in einzelnen Provinzen vorstellen. Nach ihnen kommen die Kadis (s. d.) oder Unterrichter, welche überall in erster Instanz Recht sprechen.

Ulfilas (Ulphilas oder Wulfilas), in Kappadocien geb., war in dem Zeitraume von 360 – 380 Bischof der christl. Gothen in Dacien und Mösien, oder der sogen. Mösogothen, und stand bei ihnen in großem Ansehen, durch welches er sie auch zur Annahme der Arianischen Lehre, welcher er selbst beigetreten war, bewogen haben soll. Er war ein für sein Zeitalter gelehrter Mann, und ward einige Male als Gesandter an den kaiserl. Hof nach Konstantinopel gesendet. Man schreibt ihm gewöhnlich die Erfindung der gothischen Buchstaben zu; wahrscheinlich aber ward durch ihn die gothische Schrift nur mehr verbreitet und bekannter. Er übersetzte die Bibel in die mösogothische Sprache. Von dieser merkwürdigen Uebersetzung, dem ältesten Denkmale deutscher Sprache, haben sich bedeutende Bruchstücke erhalten, namentlich die Evangelien. Der sogen. silberne Codex in Upsala enthält die 4 Evangelisten, eine Handschrift zu Wolfenbüttel, Bruchstücke des Briefes an die Römer« (beste Ausg., von Zahn und Falda, Weißenfels 1805, 4.). Nach einer Entdeckung des verdienstvollen Majo

besitzt die mailändische Bibliothek von Ulfilas Handschriften, aus welchen die Uebersetzung des Ulfilas ergänzt wird.

Ulloa (Don Antonio di), geb. zu Sevilla 1716, widmete sich dem Seedienste, und ward, als der Sohn einer altadeligen Familie, schon 1733 Capitain einer königl. Fregatte. 1734 ging er mit der Commission, die zu der bekannten Gradmessung zur Bestimmung der Gestalt der Erdkugel nach dem südl. Amerika abgeschickt war, nach Quito, und blieb daselbst bis 1744. Nach seiner Rückkehr durchreiste er auf königl. Befehl, zur Vervollkommnung seiner staatswirthschaftlichen Kenntnisse, einen großen Theil von Europa, und kehrte mit reichen Erfahrungen zurück, die er zum Besten seines Vaterlandes in Anwendung brachte. Die großen Canäle ꝛc. von Ferrol und Carthagena wurden durch ihn vollendet, und die berühmten Quecksilberminen von Almada und Guançavellica in Peru bekamen durch ihn neues Leben. 1755 ging er zum zweiten Male nach Amerika, ward, als er zurückkam, 1767 zum Generaldirector des span. Seewesens ernannt, und starb in hohem Alter 1795 auf seinem Landsitze unweit Cadix. U. gehört zu den berühmtesten und verdienstvollsten Männern, die Spanien im 18. Jahrh. aufzuweisen hatte. Er war unermüdet mit der Verbesserung der Manufacturen und der Ausbreitung der Künste und Wissenschaften in seinem Vaterlande beschäftigt. Von seinen gelehrten Kenntnissen und seinem Beobachtungsgeiste zeugen seine Werke: »**Relacion historica del viage a la America meridional**« (Madr. 1748; ins Engl. und Franz. übers., und deutsch im IX. Bde. der »Allgemeinen Historie der Reisen«); »**Noticias americanas sobre la America meridional y la septentrional-oriental**« (Madr. 1772; deutsch von J. A. Dieze, Leipz. 1781, 2 Bde.). — Don Bernardo di Ulloa, ein Verwandter des Vorigen, ist Verf. eines wichtigen Werkes über den Handel und das Fabrikwesen Spaniens. — Don Luis

de **Ulloa y Pereira**, ein berühmter span. Dichter des 17. Jahrh., dessen Sonette vorzüglich geschätzt werden.

Ulm, an der Donau, an deren linkem Ufer eine Viertelstunde oberhalb der Ringmauern die Iller, aus der Stadt selbst aber, an ihrer Südseite, in 2 Armen die Blau ausfließt, war eine freie Reichsstadt des schwäbischen Kreises, auf dessen Versammlungstagen sie den Vorsitz führte. Sie besaß ein Gebiet von 15 QM., und hatte, die Bewohner desselben mit eingerechnet, eine Bevölkerung von 37,000 Einw. Durch den Reichsdeputationsreceß von 1803 kam sie an das damalige Kurfürstenthum Baiern, ward aber 1810 von Baiern an Würtemberg abgetreten, und ist gegenwärtig der Sitz einer der 4 Provinzialregierungen dieses Königreichs, mit einem Gerichtshofe und einer beträchtlichen Garnison. Sie enthält in 1626 H. über 11,800 Ew. Bis 1803 hatte sie meist evangel., und nur wenige kathol. Einw., die ihren Gottesdienst in dem ehemal. deutschen Hause und in dem Augustinerkloster zu den Wengen hielten. Dieses Kloster wurde, wie das luther. Fräuleinstift, die Sammlung genannt, unter der bairischen Regierung aufgehoben, jedoch die Kirche desselben zu einer kathol. Pfarrkirche gemacht. Die Umgegend ist fruchtbar an Obst und Getreide; der Weinbau hat schon seit 200 Jahren aufgehört. Durch ihre Lage an der Donau, welche hier 200 F. breit und 10—12 F. tief ist, und durch das Einströmen der Iller und Blau schiffbar wird, ist die Stadt zum Handel sehr geeignet; auch war derselbe in frühern Zeiten beträchtlich und noch bis auf die Mitte des 18. Jahrh. wenigstens nicht unbedeutend. Durch die Handelsverbote und Mauthsysteme der deutschen Regierungen sehr beschränkt, besteht gegenwärtig das Gewerbe hauptsächlich in Spedition auf der Donau nach Oestreich, Leinwandweberei, feiner Brotbäckerei, und in der Verfertigung von Maserpfeifenköpfen und Zunder. Die ulmer Graupen werden sehr

geschätzt. Die Barchentfabrication hat als Handlungszweig gänzlich aufgehört. Ulm hat ein berühmtes Gymnasium. Unter den Gebäuden der Stadt zeichnet sich der Dom aus, welcher, obgleich der Thurm nicht vollendet ist, zu den schönsten Werken gothischer Bauart gehört; die Vorderseite des Thurms ist von erhabener Schönheit, ebenso die Gewölbe der Kirche mit ihren Pfeilern und Säulen und dem Sacramentenhäuschen; die Kirche ist eine der höchsten, weitesten und hellsten in Deutschland. Der Bau dieses Münsters soll von Ulrich v. Ensingen im Uechtlande angefangen, von dessen Söhnen Kaspar und Matthias (st. 1463), hierauf von Matth. Boblinger von Eßlingen 1474 fortgesetzt worden sein. Die Fundamente wurden schon 1377 gelegt, und die Kirche in 111 Jahren vollendet. Die Stadt hat durch ihre Lage an der Oberdonau auch in politischer Hinsicht eine bedeutende Wichtigkeit und ward in der neuesten Kriegsgeschichte dadurch merkwürdig, daß die am 14. und 15. Oct. 1805 bei Elchingen siegenden Franzosen sie, unter Anführung Napoleons, den 17. Oct. mit Capitulation einnahmen und den General Mack mit 24,000 M. daselbst zu Kriegsgefangenen machten. Die Festungswerke, kurze Zeit vor diesem Ereignisse ihrem größten Theile nach niedergerissen, wurden nun vollends geebnet. Vgl. Haid, »Ulm mit seinem Gebiete« (1786).

Ulrich, Herzog von Würtemberg, geb. 1487, ein Sohn des wahnsinnig gewordenen Grafen Heinrich, kam zur Regierung, weil von Eberhard im Bart, dem ersten Herzog, und dessen Nachfolger, Eberhard II., keine männlichen Nachfolger vorhanden waren. Die abscheuliche Vertreibung des Letztern durch seine Räthe, Diener und Amtleute 1498, setzte U. schon als 11jährigen Knaben in den Besitz des Herzogthums; aber diese Räthe regierten in seinem Namen, und besorgten höchst nachlässig und zweckwidrig seine weitere Erziehung. Um der kaiserlichen Hülfe gegen den vertriebenen Eberhard desto ge=

wisser zu sein, verlobten sie U. sogleich mit der Prinzessin Sabine von Baiern, einer Schwestertochter des Kaisers, veranlaßten aber dadurch, daß der Kaiser, welcher ein Regiment von 13 Personen weder für das Land noch den jungen Herzog vortheilhaft finden mochte, ihn schon in seinem 14. Jahre für volljährig erklärte. U. war kraftvoll, feurig, muthig, ein Jüngling von Kopf und Herz; aber so viel er Lateinisch gelernt hatte, war dennoch weder das Eine noch das Andre gebildet worden, und er eben durch diese Rohheit und sein ungestümes Feuer ungeheurer Handlungen fähig. Späterhin machten ihn seine widrigen Schicksale hart, was er ursprünglich nicht war, und versäuerten seinen Charakter durch Argwohn und Mißtrauen gegen alle Welt. Die ersten Jahre seiner Selbstregierung zeichnen sich aus durch seine Theilnahme am bairisch=landshutischen Erbfolgekriege, welcher Würtemberg bedeutend vergrößerte; durch den glänzendsten Hof in Deutschland, welcher der Sammelplatz alles süddeutschen Adels war; durch die Gnade Kaiser Maximilians I., der den Tochtermann seiner Schwester begünstigte. Aber bald folgte Unglück auf Unglück. Jener Krieg und andere Ritterzüge, jener glänzende Hof und seine verschwenderischen Feste hatten die schon zuvor beträchtlichen Schulden der Familie bis zu 1 Mill. Gldn. erhöht; drückende Behandlung, überhaupt schwere Abgaben und unfruchtbare Jahre dazu, machten die Unterthanen unzufrieden, und so erhob sich 1514 der gefährliche Aufstand des armen Konrad, den der Herzog kaum dadurch zu stillen vermochte, daß er den Würtembergern im tübinger Vertrag außerordentliche Rechte und Freiheiten einräumte. 1515 ermordete er eigenhändig seinen Liebling, Hans v. Hutten, den er im Verdacht allzugroßer Vertraulichkeit mit der Herzogin hatte. Da entfloh ihm diese; er verlor Ehre und guten Namen und die Gunst des Kaisers; der Adel von ganz Süddeutschland ward durch die Hutten gegen ihn aufgehetzt und

drohte ihm; die Herzoge von Baiern, die Brüder seiner Gemahlin, wurden seine erbittertsten Gegner; nur mit Mühe entging er der Reichsacht. Kaum hatte er sich aus dieser Verlegenheit herausgewunden, als er in noch größeres Unglück unrettbar gerieth. Einige Bürger von Reutlingen hatten ihm 1519 seinen Burgvogt auf Achalm erschlagen, und er, in der ersten Wuth darüber, nahm plötzlich die Reichsstadt selbst weg, und vereinigte sie, als erobertes Gut, mit seinem Herzogthume. Nun erwachte der bisher verhaltene Groll seiner alten Gegner aufs neue; der ganze schwäbische Bund dessen Mitglied die Reichsstadt war, den Herzog von Baiern an seiner Spitze, waffnete sich und in wenig Wochen war U. von Land und Leuten vertrieben. Ohne weitere Rücksicht auf ihn oder seine Familie verkaufte der schwäbische Bund das ausgeplünderte Herzogthum an die östreich. Brüder Karl und Ferdinand, und bis 1534 bildete es einen Theil der vordern Lande des Hauses Oestreich unter König Ferdinand. U. saß inzwischen auf der Bergfeste Hohentwiel und weilte in Mömpelgardt, das ihm geblieben war, und suchte Brot und Hülfe in Frankreich bei Franz I., oder in Kassel bei Landgraf Philipp dem Großmüthigen. Mehrere Versuche, sein Land wieder zu erobern, waren mißlungen; sein wiederholtes Ansuchen um rechtliche Entscheidung seiner Sache war nicht geachtet worden; umsonst hatten sich die angesehensten deutschen Fürsten auf öffentlichen Reichstagen bei Karl und Ferdinand für ihn verwendet. Bereits standen damals die Parteien der Katholiken und Protestanten im Reich einander gegenüber, und zum Glauben der Letztern war auch U. übergetreten; insgesammt glaubten sich die deutschen Fürsten vom Kaiser in ihrer Freiheit gefährdet, und gerade hatten er und sein Bruder die Hände voll zu thun mit anderweitigen Feinden; Frankreich gab Geld und hetzte gegen sie. Um so eher entschloß sich der kühne Landgraf von Hessen, eins der

Häupter der Protestanten, zu einem Wagestück für U., seinen Glaubensgenossen und Anverwandten. Er führte ihn an der Spitze seines Heeres 1534 nach Würtemberg zurück und der Sieg bei Laufen am Neckar verschaffte dem lang Vertriebenen sein Herzogthum wieder. Zwar mußte er es, so ungern er auch einwilligte, als östreich. Afterlehen annehmen, weil Philipp und seine andern Freunde sich mit Kaiser Karl und König Ferdinand wieder aussöhnen wollten; aber auch so behielt er Macht genug, um sogleich das Lutherthum darin einzuführen, zu welchem sich sein Volk um so sehnsuchtsvoller hinneigte, je strenger der neuen Lehre der Zugang unter König Ferdinand verschlossen worden war. Die große theologische Anstalt in Tübingen und das reiche Kirchengut der Würtemberger verdankten damals seinem guten Willen ihre ersten Anfänge. Doch auch jetzt sollte U. sich keiner dauernden Ruhe erfreuen. Sein neues Verhältniß zu Oestreich, das den Verlust des wohlgelegenen Herzogthums nicht so leicht vergaß, und ihn öfters neckte und ununterbrochen beobachtete, verursachte ihm manche Unannehmlichkeit in den nächsten 12 Jahren und versetzte ihn gegen das Ende seines Lebens noch einmal in die peinlichste Verlegenheit. Als evangelischer Fürst war er Mitglied des schmalkaldischen Bundes geworden. Er hatte 1546 ein beträchtliches Contingent zum Heer der Verbündeten an die Donau rücken lassen, und Würtemberg war, nach der unglücklichen Wendung des Krieges für die Verbündeten, eines der ersten Länder, das vom Heer des Kaisers besetzt wurde. Gegen Bezahlung einer beträchtlichen Summe und Einführung des Interim im Herzogthume war sein Friede mit dem Kaiser bald geschlossen; aber jetzt ließ König Ferdinand eine Felonieanklage gegen ihn, seinen Afterlehnsmann, einleiten, und bald war vorauszusehen, daß er diesmal das Herzogthum auf dem Wege Rechtens verlieren dürfte. Schon hatte sich der alte Herzog entschlos-

sen, dasselbe seinem Sohn Christoph abzutreten, der keinen Antheil am Kriege genommen hatte, als am 6. Nov. 1550 Kummer und Verdruß über diese letzte Widerwärtigkeit seinem Leben schnell ein Ende machten.

Ultimatum, von ultimus, ist ein neueres, in der diplomatischen Sprache gebräuchliches Wort. Man versteht darunter die letzten Bedingungen, die man bei einem zu schließenden Vertrage oder bei irgend einer andern Verhandlung macht, und bei denen man unwiderruflich festzustehen erklärt.

Ultra nennt man jetzt überhaupt Alle, die aus Vorurtheil und Leidenschaft in dem, was sie wollen, weder Maß noch Ziel halten und das Ziel verlieren, indem sie über dasselbe hinausstreben. Die Benennung ist aus dem Worte Ultrarevolutionnairs entstanden, womit man in Frankreich 1793 Diejenigen bezeichnete, die in ihrem republikanischen Schwindel die Grenzen der angenommenen Verfassungsgrundsätze überschritten. Von vielen herrschsüchtigen Demagogen geschah dies absichtlich, um ihre Gegner verdächtig zu machen und aus dem Wege zu räumen. Das berüchtigte Revolutionstribunal, Danton's Werk, war die Giftfrucht jener Tollheit der schwarzen Jacobiner. Seit der Rückkehr der Bourbons auf den Thron von Frankreich bildeten sich die Parteien der Ultraroyalisten und der Ultraliberalen: Gegensätze, die sich aus dem Meinungskampfe der Revolutionnairen und Antirevolutionnairen entwickelt, und sich mehr oder weniger über einen großen Theil von Europa verbreitet haben. Beide sind überspannte Wortkämpfer, jene für die alte, diese für die neue Zeit; dadurch haben sie eine wichtige Bedeutung in der Geschichte der öffentlichen Meinung und des Zeitgeistes erhalten. Die neuere Geschichte Frankreichs insbesondere läßt sich ohne die genaue Kenntniß beider Parteien nicht verstehen. Die zahlreichen Artikel in unserm Werke über

Frankreich und die neuere franz. Geschichte bieten dazu die besten Quellen. Insbesondere vergleiche man die sämmtlichen Artikel über Frankreich, sowie Ludwig XVIII.

Ultramarin ist die schöne himmelblaue, aber auch sehr kostbare Farbe, welche aus dem Lasursteine (lapis lazuli) gemacht wird, der vornehmlich aus dem nördl. China, dem angrenzenden Tibet und aus Rußland zu uns kommt. Bekanntlich gibt es 2 Arten von Lasurstein, mit Goldflecken durchsetzten und völlig blauen. Aus diesem letztern wird die Ultramarinfarbe bereitet. Der Stein wird zum feinsten Pulver zerrieben, mit verschiedenen harzigen Stoffen vermischt und zu einem Teig geknetet. Das Pulver wird dann von den harzigen Theilen wieder geschieden. Was sich zuerst absondert, gibt das schönste Ultramarin; nach und nach wird es immer blässer, und folglich auch schlechter. Dieses Ultramarin und die aus den Kobalterzen bereitete blaue Farbe (Smalte), von denen besonders das sächsische Erzgebirge viel liefert, sind die einzigen blauen Farben, welche das Feuer aushalten, und daher zu Email- und Porzellanmalereien gebraucht werden können. Da der Lasurstein sich nur in kleinen Stücken findet, so ist das Ultramarin die kostbarste unter allen Malerfarben. Ehemals wurde sie häufiger gebraucht als jetzt, vorzüglich im Mittelalter zu den Malereien in den Handschriften, und nachher am meisten von Tizian. Jetzt ahmt man ihn meist aus Kobalt nach.

Ultramontan (ultra montes), was jenseits der Gebirge, d. h. der Alpen, ist, aber nur in Beziehung auf die Person des Redenden. In Italien versteht man Deutschland und Frankreich darunter, in Frankreich hingegen Italien. — **Ultramontane Grundsätze** werden häufig mit hierarchischen päpstl. gleichbedeutend genommen.

Ultramontanismus (weil Rom den westl., nördl. und östl. Völkern Europas jenseits der Berge — ultra montes — liegt),

das Bestreben, die kath. Nationalkirchen dem Papste und der römischen Curie mehr als die bestehenden Kirchengesetze erfodern, bischöfl. und landesherrl. Rechte gestatten und die Wirksamkeit der im Katholicismus enthaltenen christl. Elemente duldet, unterwürfig zu machen. Sein Princip ist das Papalsystem, nach welchem der Papst (seit Gregor VII.) überall Bischof zu sein behauptet, und als solcher den Bischöfen nur Befugnisse und Verrichtungen, die er sich nicht reservirt (partem sollicitudinis, einen nach seinem Gutbefinden verkürzten Theil des Kirchenregiments) übertragen haben und lassen will; nach welchem er ferner über die allgemeinen Kirchenversammlungen, welche ohne seinen Befehl nicht zusammentreten und ohne seine Genehmigung nichts Gültiges beschließen können, gebieten und sich zum unumschränkten Herrn der gesammten Kirche machen will, der den weltlichen Regenten nur so viel Einfluß auf die Kirche ihres Landes nachläßt, als er ihnen wegen temporairer politischer Verhältnisse nicht füglich verweigern kann. Dieses System ringt seit 1814 mit steigendem Erfolge nach der Oberhand, die ihm die kirchliche Praxis bis auf einige nur factische oder vom Papst aus Klugheit bewilligte Ausnahmen überall einräumen muß, wo die von päpstl. Auslegung abhängigen Beschlüsse der tridentinischen Kirchenversammlung uneingeschränkt angenommen sind, oder, wenn dies nur mit Modificationen geschehen war, unter günstigen Umständen doch gehandhabt werden. Dem Ultramontanismus gegenüber sind die 4 Artikel der gallicanischen Kirchenfreiheit eine Irrlehre, deren Vortrag in den franz. Priesterseminarien die Regierung nicht mehr durchsetzen kann, die von Febronius und dem emser Congreß ausgesprochenen Grundsätze des Episcopalsystems, sowie die auf Herstellung des alten, vorpseudisidorischen echten Katholicismus hindeutenden Auslassungen deutscher Katholiken, sind ketzerische Einfälle und Träume, die zu wenig Nachdruck auf ihrer Seite haben,

um auch nur die Ehre einer ernstlichen Verfolgung zu verdienen; nur die Landesherren nebst ihren Umgebungen sind eine Macht, die der Ultramontanismus wirklich zu fürchten und um jeden Preis zu gewinnen hat. Weil Weltherrschaft des römischen Bischofs der wenigstens ostensible Zweck ist, für den der Ultramontanismus handelt, nennt man seine Beförderer und Werkzeuge Römlinge, oder, wenn sie als Schriftsteller das kanonische Recht nach den Maximen der päpstl. Curie gestalten, Curialisten. Sie sind entweder blinde Ultramontaner, welche in der Meinung, das Heil der Staaten, der Kirche und der Menschheit überhaupt hänge davon ab, daß der als Statthalter Christi geltende Oberbischof der kathol. Kirche in der Christenheit allein herrsche, dafür zu wirken suchen, oder sehende, die ihren persönlichen Nutzen und den Vortheil gewisser Stände und Corporationen, deren Uebermacht und Bereicherung das sicherste Mittel zu ihrer eignen ist, im Auge haben. Der christl. Religion selbst arbeiten sie durch Unterdrückung ihres Lichtes, durch Verdrehung ihrer Wahrheiten und Verkümmerung ihres Einflusses auf die intellectuelle und sittliche Bildung der Völker planmäßig entgegen und brauchen auch Das, was sie für Christenthum ausgeben, wie die päpstl. Macht, nur als Mittel, einen solchen Zustand der Dinge herzustellen, indem sie und ihre Genossen das Privilegium des Herrschens und Genießens ohne Störung von Seiten der Regierungen, weltlicher Stände und Völker behaupten können. Ihr darauf ausgehender, was die ihm unterzuordnenden Massen und die ihm entgegenwirkenden geistigen Kräfte betrifft, allerdings großer Plan, versteckt sich hinter dem Namen der Theokratie, der daher im Munde dieser Partei eine oligarchische Universalherrschaft bezeichnet, die den Gang einschlägt, und die Mittel braucht, wodurch die Jesuiten einst übermächtig wurden. Unvorsichtigkeiten der Congregation in Frankreich und der Consistorialen am Rhein und in der Schweiz haben

von diesem Plane mehr verrathen, als zu seiner Ausführung dienlich ist. Zum Ziele kann er wegen des Gegengewichts hellsehender Monarchen und der Aufklärung, deren sich die kathol. Weltgeistlichkeit in einem großen Theile Deutschlands erfreut, nicht vollständig kommen.

Ulysses (griech. Odysseus), der Sohn des Laërtes und der Antikleia, König über die kleinen Inseln Ithaka und Dulichium an der Küste Albaniens, die jetzt zu der Republik der ionischen Inseln gehören. Auch wird er Fürst der Kephallener genannt. Die Berichte über ihn fallen in das Gebiet der Sage. Seine Gemahlin war Penelope, einzige Tochter Ikarion's. Ihre Freier mußten um sie einen Wettlauf halten, in welchem Ulysses den Preis davontrug. Als die griech. Fürsten den Krieg gegen Troja beschlossen hatten, wollte er keinen Theil daran nehmen, weil ihm geweissagt worden war, daß er erst nach 20 Jahren zurückkehren werde. Er stellte sich daher wahnsinnig; allein Palamedes entdeckte die Verstellung und Ulysses ward genöthigt, mitzuziehen. Er kam mit 12 Schiffen vor Troja an. Während der Belagerung zeichnete er sich durch Gewandtheit, List und großes Rednertalent aus. Ueberall ward er als Kundschafter, Vermittler, Gesandter gebraucht. Ihm verdankten die Griechen die Entdeckung des jungen Achilles auf der Insel Scyros, ohne den die Stadt nicht erobert werden konnte. Er schlich sich verkleidet nach Troja und ins Lager der Trojaner, er übernahm das Geschäft der Aussöhnung des Agamemnon und Achill, und nach des Letztern Tode verschaffte ihm seine Beredtsamkeit desselben Waffen, weshalb Ajax sein Feind war. Er half das Palladium aus Troja entwenden, und war mit unter Denen, die sich in das bekannte hölzerne Pferd verbargen, wodurch, wie eine spätere Sage berichtet, die Eroberung Trojas bewirkt wurde. Nachdem diese Stadt eingenommen und verbrannt worden war, mußte Ulysses durch ein besonderes Schicksal 10 Jahre lang an

verschiedenen Küsten herumirren. Er kam an die Küsten der Cyklopen, wo Polyphem (s. d.) 6 seiner Gefährten fraß. U. würde ein gleiches Schicksal gehabt haben, wenn er nicht den Cyklopen berauscht, und ihn im Schlafe seines einzigen Auges beraubt hätte. Deshalb verfolgte ihn Neptun. Er besuchte hierauf die schwimmende Insel des Aeolus, ward zu den Lästrygonen verschlagen, entfloh ihnen und kam zu der Insel Aëa, wo die Zauberin Circe (s. d.) herrschte, bei welcher er ein Jahr blieb, und stieg selbst in den Orkus hinab. Darauf kam er zur Insel der Sirenen, dann zur Scylla und Charybdis. Durch Zufall und durch den Zorn der Götter hatte er nach und nach alle seine Schiffe und Gefährten verloren. Als Schiffbrüchiger kam er ganz allein auf der Insel Ogygia an, wo er von der Nymphe Kalypso gut aufgenommen wurde, und mit ihr fast 8 Jahre sehr vertraut lebte. Darauf ward er nach Scheria, der Insel der Phäaken, verschlagen. Durch den Beistand der Minerva, deren Liebling er natürlich war, mußte ihn hier die schöne Königstochter Nausikaa finden, die ihn zu ihrem Vater Alcinous brachte. Von hier aus kam er, von Minerva in einen Greis verwandelt, endlich wieder in sein Vaterland zurück, wo er Penelope (s. d.), die ihm beständig treu geblieben war, und s. Sohn Telemach wiederfand. Diejenigen, welche während seiner Abwesenheit sich um die Hand der Penelope beworben und sein Gut verzehrt hatten, tödtete er. Nach einer langen friedlichen Regierung ward er in einem Gefecht von einem seiner mit der Circe erzeugten Sohne durch einen Pfeil tödtlich verwundet. Alle jene Abenteuer des U. und s. Reisen hat Homer in der »Odyssee« besungen, der ihm einen ehrwürdigen Charakter gibt; anders viele spätere Dichter.

Umdrehung, Umwälzung, Rotation. Wir wissen von unserer Erde, daß sie sich in 24 Stunden einmal umwälzt; auch an der Sonne und den meisten übrigen Haupt- und Nebenplaneten ist

eine Rotation (man verwechsele dies Wort nicht mit **Umlauf**) beobachtet worden, und bei den übrigen folgern wir sie mit größter Wahrscheinlichkeit. Bei dieser Umwälzung der Weltkörper beschreiben ihre Punkte, mit Ausnahme der in der Axe belegenen, größere oder kleinere Kreise um diese letztere, während sie selbst insofern ruht. — Daß die Umdrehung der Erdkugel mit vollkommener Gleichgültigkeit erfolge, lehrt uns die Beobachtung der Fixsterne. Ueber ihren Einfluß auf die Kugelgestalt der Erde s. Abplattung.

Umgehungen oder **Tournierungen** nennt man in der Kriegssprache alle Unternehmungen auf die Flanken und den Rücken des Feindes, als dessen schwächste Theile, wodurch er entweder von seinen Rückzugs- und Subsistenzlinien abgedrängt, oder doch wenigstens auf einige Zeit bedroht und so in s. Bewegungen gestört wird. Die moralische Wirkung ist dabei gewöhnlich noch wichtiger als die taktische, denn der Umgangene verliert dadurch leicht Muth u. Selbstvertrauen, sowie der Umgehende an beiden gewinnt; daher nicht selten schon die bloße Drohung des Umgangenwerdens hinreichend ist, Truppenabtheilungen, ja selbst ganze Corps, zum Rückzuge zu nöthigen. Truppen und Anführer, denen ein hoher Grad von Muth und moralischer Kraft innewohnt, verlieren indeß dadurch nicht sogleich ihre Fassung und Haltung, ja sie imponiren nicht selten dem Feinde durch scheinbaren Leichtsinn, wovon die Kriegsgeschichte viele Beispiele aufweiset. Dessenungeachtet bleiben Umgehungen von großer Wichtigkeit, und es ist Pflicht der Anführer, sich im voraus möglichst dagegen zu sichern. Gewöhnlich ist eine Umgehung mit Angriffen auf die Front des Feindes verbunden, die entweder Scheinangriffe (fausses attaques) oder wirkliche sind, wodurch die Aufmerksamkeit desselben von seiner schwachen Seite abgezogen oder wenigstens getheilt wird. Man kann die Umgehungen in strategische und taktische eintheilen;

erstere werden schon bei Anfang eines Feldzuges eingeleitet, da man seine Märsche so einrichtet, daß der Feind von mehreren Corps von weitem umfaßt, entweder ohne Schlacht zum Rückzuge genöthigt wird, oder diese unter den nachtheiligsten Verhältnissen annehmen muß; letztere sind solche, die erst kurz vor der Schlacht oder in derselben durch Entsendung einzelner Corps in den Rücken des Feindes bewirkt werden. Beide Arten der Umgehungen haben oft nicht bloß den Sieg, sondern selbst die Vernichtung des Feindes zum Zweck und lassen sich in der Ausführung nicht so scharf trennen als in der Theorie. Oft aber genügen strategische Umgehungen oder die bloße Drohung damit, einen schüchternen Feind zur Räumung ganzer Provinzen zu veranlassen und ihn auf die Vertheidigung einzuschränken, sowie taktische ihn nicht selten unangreifbare Stellungen aufzugeben veranlassen. Napoleon war ein großer Meister in strategischen Umgehungen, wie es fast alle s. Feldzüge beweisen, namentlich die von 1805, 1806 und 1809. Als er 1812 den Niemen passirt hatte, leitete er den Plan ein, die Armee des Fürsten Bagration zu umgehen, abzuschneiden u. zu vernichten. Der erste Theil dieses Plans gelang vollkommen, der letztere scheiterte aber an der Geschicklichkeit des russischen Anführers und dem Mangel an Einheit unter den franz. Generalen. Gewöhnlich waren die Gegner Napoleons schon vor der Schlacht von ihren Verbindungslinien abgeschnitten, durch Märsche, die dieser lange zuvor, ja schon bei Anfang des Krieges, meisterhaft berechnet hatte, und die von seinen Generalen mit überraschender Schnelligkeit und bewundernswürdiger Pünktlichkeit ausgeführt wurden. Bei Friedrich dem Gr. findet man fast nur taktische Umgehungen; er führte sie entweder durch s. schräge Schlachtordnung, also in zusammenhängender Linie, oder durch Entsendungen (Detachirungen) kurz vor der Schlacht aus. Vor der von Prag (6. Mai 1757) wurde der Fürst Moritz von An-

halt befehligt, oberhalb dieser Stadt eine Brücke zu schlagen, mit dem rechten Flügel der Keith'schen Armee über die Moldau zu gehen und dem Feinde in den Rücken zu fallen, während der König denselben von vorn angreifen würde. Dieser kühne Plan hatte die Vernichtung des Feindes zum Zwecke; er wäre erreicht und wahrscheinlich der Krieg damit beendigt worden, wenn die Brücke zur rechten Zeit hätte geschlagen werden können. — Umgehungen sind aber oft schädlich, da sie zu Entsendungen von Truppen verführen, die man am Tage der Schlacht sehr vermißt. Friedrich und Napoleon eifern daher in ihren hinterlassenen Schriften sehr gegen diesen Fehler. Zuweilen werden aber die umgehenden Corps, wenn sie zu weit von der Hauptmacht entfernt sind, um von dieser unterstützt werden zu können, selbst umgangen, abgeschnitten und aufgerieben, wie z. B. die der Generale Fink bei Maxen und Vandamme bei Kulm. Friedrich und Napoleon waren ebenso furchtbar bei ihren Umgehungen als furchtlos, wenn sie selbst umgangen wurden, und unterscheiden sich dadurch sehr von vielen andern Generalen. So z. B. hatte der Herzog von Cumberland das Treffen von Hastenbeck (26. Juli 1757) schon so gut als gewonnen, als er eine Abtheilung des Feindes in seinem Rücken erblickt, und sich dadurch verleiten ließ, alle errungene Vortheile aufzugeben und so seinem Gegner, dem Marschall d'Estrées, einen Sieg zu überlassen, den dieser weder erwartet noch durch seine Anstalten verdient hatte. *Wenn auch in fast allen neuern Schlachten* das Umgehen des Feindes den wichtigsten Act ausmacht so findet man doch schon in den ältesten Kriegen Spuren davon. Vorzüglich benutzten barbarische Völker ihre große Ueberlegenheit an Reiterei zu Umgehungen; ihre angeordneten Angriffe scheiterten aber gewöhnlich an der festen Haltung der Phalangen und Legionen der Griechen und Römer, deren Heere auch so klein waren, daß sie ihre Subsistenzmittel entweder mit

sich führten oder leicht überall finden konnten, daher ihnen das Umgangenwerden nicht so wichtig und furchtbar sein konnte, als es den heutigen großen Armeen ist.

Umkehrung heißt in der Musik 1) diejenige Versetzung der Töne eines Intervalls, wo man den tiefern Ton um eine Octave erhöht, den höhern um eine Octave erniedrigt. Hierdurch wird die 2. zur 7., die 3. zur 6., die 4. zur 5., die 5. zur 4., die 6. zur 3., die 7. zur 2., die 8. zum Einklang. Die Umkehrung von Accorden nennt man gewöhnlicher **Verwechselungen**. Auf die Umkehrung der Intervalle gründet sich nun die Umkehrung melodischer Sätze beim doppelten Contrapunkt, welche darin besteht, daß dieselbe Melodie in eine andere Stimme (nur eine Octave, Decime, Duodecime) erhöht oder vertieft, mithin bald als obere, bald als untere Stimme vorkommt. — In der Logik nennt man **Umkehrung** diejenige Veränderung, welche mit einem logischen Satze vorgeht, wenn der Subjectivbegriff zum Prädicatbegriff und umgekehrt gemacht wird.

Umlauf, heißt die Bewegung eines um einen Mittelpunkt laufenden Körpers durch s. ganze Bahn. Die Zeit, in welcher dies einmal geschieht, heißt die Umlaufszeit. Das Verhältniß der dabei stattfindenden geschwindern oder langsamern Bewegung zu der Entfernung vom Mittelpunkte und der vom Körper mitgetheilten Kraft und andern Einwirkungen erläutert die Mechanik des Himmels.

Umlaufendes Capital (Nationalökonomie) und **Capital**. Es kann nur sinnlich sein, nie geistig; denn nur sinnliche Güter können ihren Besitz verändern, niemals geistige. Es sind dahin alle rohe Stoffe zu rechnen, aus welchen der Gewerbfleiß der Menschen Waaren bereitet, die Münzstücke, womit die Arbeiter belohnt, die Nahrungsmittel, welche denselben während der Aeußerung ihrer Thätigkeit gereicht werden; denn von sämmtlichen Gütervorräthen dieser Art

muß man den Besitz aufgeben, will man die Güter ins Dasein rufen, zu deren Hervorbringung jene Vorräthe bestimmt sind.

Umriß (Contour) nennt man in den zeichnenden Künsten die äußersten Linien, wodurch man die Grenzen, mithin die Form irgend eines Körpers, andeutet. Daher man auch Bilder, wo bloß die Figur der Körper, ohne Erhabenheit oder Tiefe, ohne Schatten und Lichter, und ohne belebende Farben angegeben ist, Contoure oder Zeichnungen in Umrissen nennt. Solche Darstellungen können sich daher nur durch richtige und geistvolle Zeichnung und Anordnungen empfehlen. Da dies aber die Elemente der Malerei sind, so haben sie für den Kunstkenner großen Werth. Man hat daher in unserer Zeit mit Recht angefangen, Bedeutung auf solche Contoure zu legen, und nicht nur vorzügliche Bilder auf die Weise in Kupfer gestochen, sondern auch eigne Erfindungen in Contouren dargestellt, wie die Gebr. Riepenhausen, Cornelius, Retzsch. Hier beruht Alles auf der Modification der Linien. Contoure von Bildern aber, deren Vorzüge etwa in künstlicher Beleuchtung, blühender Farbengebung u. dgl. beruhen, können natürlich von keinem besondern Werthe sein. — In Gemälden selbst können die Umrisse entweder scharf ausgedrückt, wie bei der altdeutschen, oder die Uebergänge mehr verwaschen sein, wie bei der italien. Schule.

Uncialbuchstaben (von dem lat. uncia, Gewicht, Zoll) sind Buchstaben, einen Zoll breit, wie man sie auf Denkmälern rc. zu machen pflegt, damit sie auch in der Entfernung in die Augen fallen.

Uneheliche Kinder sind solche, die außer der Ehe erzeugt worden, deren Geburt also nicht durch die Gesetze der Kirche und des Staats geheiligt ist. — Die Gesetze machen mehrere Unterschiede, je nachdem die Eltern mit einander verwandt, verlobt, oder sonst verheirathet, oder die Mutter unehrbaren Standes gewesen. Der einer

solchen Geburt anklebende Makel wird durch die Legitimation (d. i. die Aufhebung des Standes ungesetzmäßiger Geburt) abgewaschen. Diese Legitimation erfolgt, wenn die Eltern nach der Geburt des Kindes noch eine Ehe mit einander eingehen, oder durch ausdrückliche Verordnung des Fürsten, oder durch ein richterliches Urtheil, nämlich bei Kindern, deren Eltern schon verlobt waren.

Unendlich (in der Mathematik). Es kann hier nur die Rede von der allgemeinsten Bedeutung dieses Begriffs und von seiner Anwendung auf die Summation einiger Reihen sein. Man betrachte die Reihe

$$\frac{1}{2},\ \frac{2}{3},\ \frac{3}{4},\ \frac{4}{5},\ \frac{5}{6},\ \frac{6}{7}\ \text{u. s. f.}$$

Jedes Glied derselben kann unter der Form $\frac{x}{x+1}$ dargestellt nach diesem Gegensatze ins Unendliche fortgesetzt, und der Werth der Glieder der Einheit somit immer näher gebracht werden. Wann wird er derselben aber wirklich gleich werden? Darauf antwortet die Mathematik: »wenn der obige Ausdruck $\frac{x}{x+1}$ sich in $\frac{x}{x} = 1$ verwandelt; welches erst der Fall werden kann, wenn x so groß geworden ist, daß die 1 dagegen verschwindet,« und dies ist, wofern die Eins in diesem Beispiele als Repräsentant jeder endlichen Größe betrachtet wird, der Begriff, den die Mathematik mit dem unendlich Großen, welches sie unter dem Symbole ∞ darstellt, verbindet. Ebenso wird die Reihe

$$\frac{1}{2} + \frac{1}{4} + \frac{1}{8} + \frac{1}{16} \ldots\ldots,$$

ins Unendliche fortgesetzt, auf ein Glied führen müssen, dessen Nenner unendlich groß, welches also selbst $= \frac{1}{\infty}$, d. h. unendlich klein ist, und nach Analogie des vom unendlich großen oben Gezeigten muß eine solche unendlich kleine Größe hinwiederum als verschwindend ge=

gen jede endliche Größe gedacht werden. Dieser Sätze nun bedient sich die Mathematik mit siegreichem Erfolge zur Summation von Reihen, die aus einer unendlichen Zahl von Gliedern bestehen. Bekanntlich ist die Summe einer fallenden geometrischen Reihe gleich der Differenz zwischen dem ersten Gliede und dem Producte des Exponenten in das letzte Glied, dividirt durch die Differenz zwischen 1 und dem Exponenten. Ist das letzte Glied unendlich klein, so verschwindet, nach dem Vorgetragenen, jenes Product, u. es wird die Summe also gleich dem Quotienten des ersten Gliedes durch die Differenz zwischen der Einheit und dem Exponenten. Hiernach findet die Mathematik die Summe der obigen unendlichen Reihe

$$\frac{1}{2} + \frac{1}{4} + \frac{1}{8} + \frac{1}{16} \cdot \cdot \cdot \cdot \cdot$$

$$\text{z. B.} = \frac{\frac{1}{2}}{1 - \frac{1}{2}} = \frac{\frac{1}{2}}{\frac{1}{2}} = 1$$

S. Kästner's »Analysis des Unendlichen« (3. Aufl., Gött. 1799, m. K., in der Vorrede); Nürnberger's »Theorie der Infinitesimal-Calculation« (Berl. 1812, 4.), in der Einleitung. — In der Philosophie nennen wir unendlich, was keine Grenze des Raumes oder der Zeit hat; so ist die Welt selbst unendlich. Gott ist das schlechthin unendliche Wesen, das Absolute, welches auch nicht durch ein anderes bedingt ist. Insofern die Grenze Negation ist, so ist die Unendlichkeit Aufhebung der Negation.

Ungarn. I. (Geogr.). Königreich, bildet den südöstlichen Theil des österreichischen Kaiserstaats, grenzt im N. an Schlesien und Galizien, im O. an Siebenbürgen und die Walachei, im S. an den osmanischen Staat, im W. an Steiermark, Oesterreich unter der Ens und Mähren; und ist 4175½ QM. groß. Die Zahl der Einw. beträgt mit Slavonien und Croatien 9,471,300, mit Siebenbürgen

11,471,300 und in allen ungarischen Staaten, nämlich Ungarn, Slavonien, Kroatien, Dalmatien, Siebenbürgen und der Militairgrenze, zusammen 6169 QM. groß, 12,712,000 Ew. Die Oberfläche des Landes ist größtentheils bergig, nur das Land zwischen den Karpathen, der Donau, Save und Theiß ist flach. Außer den Karpathen auf der Grenze von Preßburg bis an die Marmarosch mit den drei Gebirgszügen, dem 8 Meilen langen Höhengebirge Tatra, dem westlichen Vorgebirge Fatra und dem südöstlichen Vorgebirge Matra, sind noch folgende Gebirge in Ungarn: das westliche und östliche Gebirge, die Banater Gebirge, die Slavonischen Berge und die Croatischen Gebirge. Von den Flüssen sind: die Donau mit der Leitha, Raab, Scharwiß, Drave, Save, March, Waag, Gran und Eipel, die Theiß mit der Marosch, Körösch, Szamosch, und die Temesch, Nera, Tscherna; und von den Seen der Plattensee Balaton, Neusiedlersee und der Palitscher Sumpf die größten. Von den Kanälen ist der Batscher- oder Franzkanal zwischen der Donau und Theiß 14½ Meile, der Begakanal 16 Meilen lang und der Scharwißkanal dient zur Austrocknung von Sümpfen. Die Gebirge sind reich an Gold, Silber, Kupfer, Blei, Eisen, Quecksilber, Spießglanz, Kobalt, Galmei, Alaun, Salz, Steinkohlen, Edelsteinen, Marmor, Alabaster, Porzellanthon und Schiefer. Getreide-, Reiß-, Tabacks-, Wein-, Mohn-, Obst-, Wassermelonen-, Färberröthe-, Safran-, Safflor-, Hanf- und Flachsbau; Bereitung des Pflaumenbranntweins, Seidenzucht, Vieh- und Bienenzucht, Fischerei; Manufakturen und Fabriken in Eisen, Kupfer, Leder, Tüchern, Leinwand, Papier, Töpfer- u. Holzwaaren; Schiffbau; Handel mit Eisen, Natrum, Potasche, Bergwerksprodukten, Getreide, Wein, Branntwein, Vieh, Wolle, Häuten, Leder. Die ungarischen Staaten bilden zwar einen Bestandtheil der österreichischen Monarchie, werden aber nach eigenen Gesetzen regiert.

Der König ist die höchste vollziehende Gewalt, theilt aber mit den Ständen aus dem Adel, Prälaten, Magnaten, Edelleuten und königlichen Freistädten die Gesetzgebung, Besteuerung und Aushebung der Soldaten. Das Königreich Ungarn ist eingetheilt: A. Niederungarn oder westlicher Theil: a) Kreis diesseits der Donau, mit 13 Gespannschaften: Preßburg, Neitra, Trentsin, Arva, Liptau, Thurocz, Sohl, Bars, Honth, Neograd, Gran, Pesth und Bacs, zusammen 997 QM. groß, mit 2,570,800 Ew.; b) Kreis jenseits der Donau, mit 11 Gespannschaften: Oedenburg, Wieselburg, Raab, Komorn, Stuhlweißenburg, Weßprim, Eisenburg, Szälad, Schümegh, Tolna und Baranya, zusammen 792½ QM. groß, mit 1,933,650 Einw. B. Oberungarn: a) diesseits der Theiß 10 Gespannschaften: Gomör und Kleinhonth, Torna, Zips, Abauigwar, Borsod, Hewes Zemplin, Unghvar, Beregh und Sarosch; dazu beide Kumanien und Jazygien, zusammen 778⅓ QM. groß, mit 1,740,000 Ew.; b) jenseits der Theiß 12 Gespannschaften: Marmarosch, Ugocs, Szathmar, Szabolcs, Bihar, Bekes, Csongrad, Csanad, Arad, Torontal, Temesch, Krassowa, zusammen mit Einschluß der Haiduckenstädte 1263 QM. groß, und 2,258,800 Ew. Werden zu den 46 Comitaten oder Gespannschaften des Königreichs noch die 6 Comitate der damit verbundenen Königreiche Slavonien, nämlich Posega, Verócz und Syrmien 172⅓ QM. groß, mit 348,000 Ew. und Croatien, nämlich Agram, Warasdin und Kreutz 172⅔ QM. groß, mit 587,800 Ew., gezählt; so erhält man die richtige Zahl der 52 Gespannschaften. Die Hauptstadt des Königreichs ist Ofen. — II. (Gesch.) Unter Anführung ihres Herzogs, Almus, kamen die Magyaren im J. 894 in das heutige Ungarn, das sie dann unter Arpad, Almus's Sohn, nach Besiegung und theilweiser Unterjochung der hier ansässigen Bulgaren, Slawen, Walachen, Mähren, Deutschen, Italiener, Kroaten, Szekler u. Dal-

maten bis zum J. 900 sich gänzlich unterwarfen. Die eroberten Ländereien wurden anfangs bloß unter die Stammhäupter vertheilt; bald aber ward dem Herzoge das Recht eingeräumt, tapfere Kriegsthaten, ohne Ansehen der Person, mit Verleihung solcher Besitzthümer zu belohnen. Nun unternahmen die Magyaren, doch großentheils von fremden Fürsten zu Hülfe gerufen, Streif- und Raubzüge in benachbarte Länder, auf denen sie nördlich bis Hamburg und Bremen, westlich bis in die Provence, südlich bis Otranto und östlich bis Konstantinopel vordrangen. Diese schrecklichen Feinde, gegen deren gewandte Reiterei im Gefechte wenig zu unternehmen war, schlug zuerst der deutsche König Heinrich I. 933 bei Merseburg; dann fielen sie 937 in Franken und 938 in Sachsen ein, wo sie bei Stederburg und im Drömmling an der Ohra geschlagen wurden. Ihr letzter Einbruch in Baiern 954 und 955 endigte mit ihrer gänzlichen Niederlage am Lech, wo sie der König der Deutschen, Otto I., besiegte. Allmälig lernten sie von den bezwungenen Slawen und Deutschen und den auf ihren Streifzügen gemachten Kriegsgefangenen die Künste des Friedens, Ackerbau und Handwerke. Schon Herzog Taksony bewies durch die Ansiedelung der handeltreibenden Ismaëliten in der Gegend des heutigen Pesth, daß er die Nothwendigkeit eingesehen habe, seine Macht auf a. Wegen, als durch beständige Kriege, zu vergrößern; noch mehr aber lockten Geysas Gastfreundschaft und der christlichen Sarolta, seiner Gemahlin, Religionseifer, Fremde aus den verschiedensten Reichen und Ständen nach Ungarn. Der Einführung des Christenthums durch die Bischöfe Pellegrin von Passau und Adelbert aus Prag widersetzten sich die Ungarn auf das hartnäckigste, und Geysa mußte dessen weitere Verbreitung seinem Sohne Stephan überlassen, der sie mit Hülfe lateinischer Mönche u. deutscher Ritter endlich durchsetzte. Für seine Verdienste um die Ausrottung der Heiden erhielt

Stephan vom Papste Sylvester II. eine Krone, wovon ein Theil auch jetzt noch an der Sacra Regni Hungariae corona übrig ist, nebst einem patriarchalischen Kreuze und dem Titel eines apostolischen Königs. So stiftete Stephan 1000 das Königthum, das er nach den Begriffen jener Zeit durch die Macht der Hierarchie und Aristokratie zu befestigen suchte. Er errichtete 10 reichlich dotirte Bisthümer und theilte das ganze Reich in 72 Comitate (Gespannschaften) ein, in denen ebenso viele dem Könige allein verantwortliche Obergespäne die vollständigste Militair- und Civilgewalt ausübten. Diese Obergespäne und die Bischöfe bildeten zugleich den Reichssenat, mit dessen Zustimmung König Stephan seinem Volke eine Verfassung gab, deren Hauptzüge sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Der Mangel einer gehörig festgestellten Thronfolge, und die dadurch herbeigeführte Einmischung benachbarter Fürsten und der römischen Curie in Ungarns innere Angelegenheiten, der tödtliche Haß der Magyaren gegen die vom König Peter, Stephans Nachfolger, zu sehr begünstigten Ausländer, der fortwährende geheime Kampf des Heidenthums mit dem Christenthum, vorzüglich aber die Anmaßungen der Geistlichkeit und des Adels, verhinderten noch lange nach Stephans Tode des Staates Aufblühen und die Entwickelung seiner Kräfte. Gleich Meteoren leuchten Ladislaus des Heiligen Religiosität und Tapferkeit, sowie Colomanns Energie und Klugheit aus dem Dunkel jener Zeiten hervor; beide Herrscher erweiterten des Reichs Grenzen, jener durch Kroatiens und Slawoniens (1089), dieser durch Dalmatiens (1102) Eroberung; Beide behaupteten mit seltener Festigkeit die Würde der ungarischen Krone und die Selbstständigkeit der Nation gegen alle äußere Angriffe; Beide stellten durch treffliche Gesetze und deren weise Handhabung im Innern Ordnung und Ruhe wieder her. Wie die Einführung deutscher Colonisten aus Flandern und dem Elsaß nach

Zipsen und Siebenbürgen durch Geysa II. (1143) für diese Gegenden insbesondere, so blieb auch die längere Verbindung Ungarns mit Byzanz unter Bela III., der daselbst erzogen war, für des Landes Cultur im Allgemeinen nicht ohne Folgen; die Magyaren, die bis dahin den größten Theil des Jahres unter Zelten zugebracht hatten, gewöhnten sich immer mehr an städtisches Zusammenleben und bürgerliche Einrichtungen; mehrere Hofämter und eine Reichskanzlei wurden nach dem Muster des griech. Hofes errichtet. Von der andern Seite trat Ungarn durch die zweite Heirath Belas (1186) mit Frankreich in Berührung; Margarethe, Schwester des Königs Heinrich von Frankreich und Witwe des Königs Heinrich von England. brachte franz. Eleganz an den ungarischen Hof, und um diese Zeit findet sich die erste historische Spur von Reisen studirender Ungarn nach Paris. Aber bald trübte sich der Horizont wieder, der kaum sich aufzuklären begonnen hatte. Der begüterte Adel und die Geistlichkeit benutzten Andreas II. Schwäche, um ihren Einfluß, ihre Macht zu vermehren, und jener erzwang 1222 die Bestätigung und Erweiterung seiner Vorrechte durch die goldene Bulle, diese 1233 ein günstiges Concordat. Belas IV. in wohlthätiger Absicht unternommene Reformen wurden durch den Einfall der Mongolen (1241) unterbrochen, das Reich selbst aber gerieth in den kläglichsten Zustand. Nach dem Abzuge jener wilden Horden war Bela nur darauf bedacht, die Wunden seines Landes zu heilen; er brachte wieder deutsche Ansiedler in das entvölkerte Ungarn und hob den Bürgerstand, indem er die Anzahl der königl. Freistädte vermehrte. Doch gab er selbst dadurch, daß er s. Sohn Stephan als Mitregenten krönen ließ, zu manchen Irrungen zwischen Vater und Sohn Veranlassung, wodurch das königl. Ansehn erschüttert und somit des Staates Verfall beschleunigt wurde. Mit dem Tode Andreas III. (1301) erlosch die männliche Linie des arpadischen Stammes. Unter

den Regenten aus dem Hause Anjou erreichte Ungarn den höchsten Gipfel seiner Macht. Zwar sahen auch sie noch in den Prälaten und Baronen die Stützen ihres Thrones; indessen wußten sie die denselben gestatteten Vorzüge durch a. Verpflichtungen, wohin auch die Unterhaltung von Banderien (Heerbannern) gehört, aufzuwiegen. Karl I. verbesserte das Münzwesen, schuf ein neues Abgabensystem, das sich auch auf die Bauern des Adels und der Geistlichkeit erstreckte, u. leitete statt der üblichen Gottesurtheile ein ordentliches gerichtliches Verfahren nach französisch-italienischer Sitte ein. Ludwig I. fügte zu seinen Reichen Polen, Rothrußland, die Moldau und einen Theil von Servien hinzu; s. Reisen und Feldzüge machten die Nation mit auswärtiger Cultur bekannt; er gründete (1367) eine hohe Schule zu Fünfkirchen, befreite den Handel von übermäßigen Zöllen und dem Schachergeiste der Juden, die er aus dem Lande vertrieb. Sigmunds Regierung ist durch s. Streitigkeiten mit den Oligarchen, die ihn selbst einige Monate lang gefangen hielten, durch den Einbruch der Türken in Ungarn (1391) und durch die Hussitenkriege ausgezeichnet. Obschon als römischer Kaiser mit den Angelegenheiten Deutschlands und der kathol. Kirche vielfältig beschäftigt, führte er doch Gleichheit der Maße und Gewichte und das erste Militairreglement in Ungarn ein, erhob die königl. Freistädte zur Reichsstandschaft (1405) u. errichtete eine Akademie zu Ofen. Seit ihrem ersten Erscheinen beunruhigten die Türken fortwährend Ungarn, das nun zur Vormauer der Christenheit wider die zweifache Pest der Ungläubigen wurde. Bekannt ist König Wladislaws I. Fall in der unglücklichen Schlacht bei Varna (1444), um so mehr aber zu bedauern, daß des unsterblichen Helden, Johann Hunyades's Plan, die Türken aus Europa ganz zu vertreiben, an der Lauheit der christl. Höfe und den Ränken seiner Neider scheitern mußte. Mit sicherer Hand lenkte König Matthias Corvinus,

Hunyades's Sohn, die Zügel der Regierung. Diplomatiker u. Feldherr zugleich, beschwichtigte oder demüthigte er alle innere und äußere Feinde des Reichs, befestigte durch eine wohlgeordnete Comitatsverfassung den nur zu oft gestörten Landfrieden, und erwarb sich so, ungeachtet mancher harten Maßregel, die er zu ergreifen nicht selten gezwungen war, die Liebe und das Vertrauen der Nation in hohem Grade. Noch jetzt lebt in dem Munde des gemeinen Mannes in Ungarn das Sprüchwort: »König Matthias ist todt; mit ihm ist die Gerechtigkeit dahin!« Von seiner Neigung zu den Wissenschaften zeugt das Entstehen einer neuen Universität zu Preßburg (Istropolis) 1467, die Berufung fremder Gelehrten, besonders Italiener, u. seine kostbare Bibliothek im königl. Schlosse zu Ofen, deren Schätze bald nach seinem Ableben muthwillig zerstreut, nur in Trümmern auf die Nachwelt gekommen sind. Wenn unter Wladislaw II. und Ludwig II. der Ehrgeiz und die Habsucht der Optimaten, zu deren Haupt sich Stephan Zapolya und nach ihm sein Sohn Johann aufgeworfen, im Innern die größte Verwirrung u. einen nur mit unmenschlicher Grausamkeit unterdrückten Bauernaufstand (1514) hervorbrachten, so wurde dadurch des Reiches Thatkraft und Wirksamkeit nach Außen vollends gelähmt. Eine natürliche Folge dieser Zerrüttung war der Verlust der Schlacht bei Mohatsch (1526), die dem Könige Ludwig II. das Leben kostete und einen großen Theil Ungarns auf 160 Jahre in eine türkische Provinz verwandelte. Um den Rest des Landes stritten sich die Gegenkönige Ferdinand von Oesterreich und Joh. Zapolya. Den Ausschlag gaben die protestantisch Gesinnten, die aus Furcht vor Zapolya's Verketzerungssucht Ferdinanden anhingen; sie verschafften ihm die Oberhand, und Zapolya mußte sich mit Siebenbürgen und einigen Comitaten Oberungarns begnügen. Allein eben diese Theilung des Reichs enthielt den Keim unaufhörlicher, von den Türken u.

Franzosen genährter, Zwistigkeiten mit Zapolya's Nachfolgern, und brachte in Verbindung mit den Bedrückungen und Verfolgungen der Protestanten (besonders seit der Aufnahme der Jesuiten 1561) bürgerliche Unruhen hervor, zu deren Beilegung die Friedenstractate von Wien mit Stephan Botskay (1606), von Nikelsburg mit Gabriel Bethlen (1622), und von Linz mit Georg Rakoczy (1645) eingegangen wurden. Alle diese Umstände verzögerten die Vertreibung der Türken, die endlich Leopold I. insoweit gelang, daß er Ofen (1686) wieder eroberte und in dem karlowitzer Frieden (1699) das übrige Ungarn (außer dem Banate) nebst Siebenbürgen zurückgewann. Indessen gab selbst dieser Friedensschluß und die Errichtung der **Commissio neo-acquistica**, vor welcher alle Ansprüche auf die von türkischer Botmäßigkeit befreiten Landgüter ausgewiesen werden sollten, einen Vorwand zu neuen Bewegungen, welche erst 1711 durch den szathmarer Frieden gedämpft werden konnten. Der passarowitzer Congreß (1718) brachte das Banat an Ungarn zurück und der belgrader Friede (1739) schloß die Feindseligkeiten mit der Pforte auf längere Zeit völlig ab. Karl VI. sicherte durch die pragmatische Sanction auch den weiblichen Descendenten des habsburgischen Hauses die Thronfolge in Ungarn und verbesserte die Verwaltung des Reichs, indem er der ungarischen Hofkanzlei und Statthalterei eine zeitgemäßere Gestalt verlieh; endlich schuf er ein stehendes Heer für Ungarn und die Militaircontribution als Fonds zu dessen Unterhaltung. Ungemeine Verdienste um Ungarns Wohl und Aufklärung erwarb sich Maria Theresia durch die Regulirung der Unterthanenverhältnisse (das sogen. Urbarium) 1765, durch die Einführung der Dorfschulen (1770) und die Aufhebung des Jesuitenordens (1773). Es leidet keinen Zweifel, daß auch Joseph II., einen der größten Regenten seines Jahrhunderts, bei den Veränderungen, die er mit der ungarischen Verfassung vornahm,

die besten Absichten beseelten; doch ließ ihn sein Feuereifer die Nothwendigkeit, solche Reformen allmälig vorzubereiten, gänzlich übersehen. In der Nation selbst fand er nirgends Unterstützung, vielmehr Widerstand, und Leopold II. sah sich genöthigt, alle Verordnungen seines in Ungarn ohnehin nicht gekrönten Bruders förmlich zu widerrufen.

Ungarische Weine. Nächst Frankreich ist Ungarn das bedeutendste Weinland in Europa, in Bezug auf die Menge sowohl als auf die Verschiedenartigkeit des Productes. Das jährliche Erzeugniß Ungarns und der dazu gehörigen Länder mag etwa 20—30 Mill. Eimer betragen. Im Allgemeinen enthält der ungarische Wein sehr viel Weingeist und wenig Phlegma, weßhalb man ihn den sogenannten schweren oder dicken Weinen beizählt, die zwar eine stärkere Wallung des Geblüts, aber nicht leicht Kopfschmerzen und Magenübelkeiten verursachen. Unter die edelsten Sorten gehört der Tokaier, der in der Hegyallya (der Umgegend des Tokaiergebirges) im zempliner Comitate, unter 48° N. Br. wächst. Hier werden die Trockenbeeren auf das sorgfältigste von den andern Beeren gesondert, und sodann aus jenen eine dreifache Gattung bessern Weins bereitet. Die vorzüglichste Gattung heißt Essenz, sie ist der ölichte Traubensaft, welcher aus den Beeren von selbst, mittelst des Druckes ihrer eigenen Schwere, durch durchlöcherte Gefäße abtropft. Fließt nichts mehr ab, so werden diese Trockenbeeren mit gemeinem Tokaiermost übergossen und ausgetreten, woraus der Ausbruch entsteht. Ein zweiter Aufguß von ordinairem Tokaiermost, wobei die Ueberreste der Trockenbeeren mit den Händen ausgepreßt werden, gibt den Mászlás (Mäßlásch). Auf gleiche Weise wird im ménescher Gebirge (im arader Comitate) Ausbruch und Mászlás, sowie in Rust (im ödenburger Comitate) und Sanct-Georgen (im preßburger Comitate) Ausbruch bereitet. Ueberdies erzeugt Ungarn vortreffliche Tischweine, worunter die

ausgezeichnetsten sind: der ofner, erlauer, sekszarder, neßmélyer, villáner, schomlauer, verschetzer, die Seeweine (am Neusiedlersee), der seradnyner mischkolzer, diószeghec, székalghider. Auch Kroatien hat gute, aber nicht sehr haltbare Weine. Die slavonischen Weine, worunter der syremier der bekannteste ist, sind ungemein stark. Wohl die Hälfte des ganzen Weinerzeugnisses wird in Ungarn selbst vertrunken; der bessere Theil jedoch wird an die Polen, Russen, Schlesier und Oesterreicher verkauft, oder auch gegen andere Producte ausgetauscht. — Man sagt dem ungarischen Weine nach, daß er sowohl in den Kopf steige, als in die Füße schlage, und überhaupt nicht aufheitere.

Uniformitätsacte heißt eine Verordnung des engl. Parlaments von 1662, zufolge welcher alle Geistlichen bis zum 24. Aug. d. J. ihre Uebereinstimmung mit der Liturgie der hohen bischöflichen Kirche erklären, und nur unter der Bedingung das Abendmahl verwalten sollten, wenn sie von engl. Bischöfen geweiht wären. 2000 nonconformistische Prediger legten daher an diesem Tage ihre Aemter nieder. Erst das Toleranzedict des Parlaments von 1689, unter Wilhelm III., hob die den Dissenters so ungünstige Uniformitätsacte auf.

Unigenitus Dei filius etc. sind die Anfangsworte einer vom Papste Clemens XI. 1731 erlassenen Bulle, die unter dem Namen der Constitution Unigenitus eine dem päpstlichen Ansehen u. dem Frieden der kathol. Kirche sehr gefährliche Berühmtheit erhalten hat. Um einen Hauptstreich zur Unterdrückung der Jansenisten auszuführen, entwarf die jesuitische Partei am Hofe Ludwigs XIV., besonders der Beichtvater des Königs, Le Tellier, diese Bulle, und nöthigte ihre Bekanntmachung dem Papste ab. Es waren darin 101 unverfängliche, mit Bibel und Kirchenlehre fast wörtlich übereinstimmende Sätze aus den damals sehr beliebten moralischen Betrachtungen

über das Neue Testament, die Paschasius Quesnel, sonst Priester des Oratorium zu Paris, nun in der Verbannung zu Amsterdam, s. franz. Uebersetzung des N. T. beigefügt hatte, mit allgemeinen Machtsprüchen, als ketzerische und gotteslästerliche, oder doch anstößige Behauptungen verdammt. Nur die Wuth der Jesuiten wider Quesnel, den man nach Arnauld's und Nicole's Tode als Wortführer des Jansenismus betrachtete, und wider den allgemein verehrten Erzbischof von Paris, Cardinal Noailles, der Quesnel's Buch öffentlich empfehlen hatte, und seine Unabhängigkeit gegen Le Tellier männlich zu behaupten wußte, konnte einen so empörenden Gewaltschritt begreiflich machen. Die Stellen, wo Quesnel im Tone seiner Partei der göttlichen Gnade einen unbedingten und unwiderstehlichen Einfluß auf das menschliche Gemüth zuschreibt, mochten allerdings durch die Schriften des heil. Augustinus zu rechtfertigen sein; aber wenn die Constitution Unigenitus damit auch Sätze, die auf Reinheit der Antriebe zu sittlichem Handeln, auf Nothwendigkeit wahrer Gottesliebe zur Tugend und Versöhnung mit Gott, auf Allgemeinheit des Gebrauchs der heil. Schrift, auf Verbesserung der Sitten und gewissenhaftere Führung des geistlichen Amtes drangen, zusammenwarf und zu lehren verbot, so mußte die Welt erstaunen, wie das Oberhaupt der Kirche der jesuitischen Rachgier und franz. Hofpolitik soweit hatte nachgeben können, unter seinem Namen ein Manifest wider die Grundwahrheiten der christlichen Moral ausgehen zu lassen. Denn dafür wurde diese Constitution bald nicht bloß von den Jansenisten und den zahlreichen Freunden des verurtheilten, nun um desto begieriger gelesenen Buches, sondern auch von vielen unparteiischen Katholiken angesehen. Das Parlament, der Cardinal Noailles mit einem großen Theile der franz. Geistlichkeit, die Mehrheit der Theologen in der Sorbonne, selbst die franz. Damenwelt, der die Constitution durch Verketzerung des Quesnel'schen Satzes:

»daß eine genaue Kenntniß der Religion und h. Schrift den Frauen nicht vorzuenthalten sei« dies erste Recht aller Christen absprach, und die herrschende Stimmung des Volks brachen in offenen Widerspruch oder geheime Gegenwirkungen wider dieses jesuitische Machwerk aus, während die Jesuiten durch den König alle Mittel der Macht und Ueberredung anwendeten, um es in Frankreich zum Reichsgesetz zu erheben und seine Einführung zu erzwingen. Konnte aber auch der große Haufe schwächerer Gemüther durch königliche Befehle, Bestechungen, Drohungen und Verhaftungen einzelner Widerspenstigen von niederm Range umgestimmt werden, so war doch gegen das Parlament und den Cardinal auf diesem Wege nichts auszurichten. Jenes verstand sich nur unter Bedingungen, die die Bulle fast ganz entkräfteten, zu ihrer Einzeichnung in die Reichsgesetze; dieser wollte sie erst gar nicht, später nur nach seiner eignen mildernden Auslegung annehmen und bekannt machen lassen. Während des u. d. N. der Constitutionsstreitigkeiten bekannten heftigen Kampfes starb Ludwig XIV., ohne den Jesuiten einen vollständigen Sieg verschafft zu haben. Die Gassen von Paris ertönten von Spottliedern auf die Constitution, deren Namen die leichtfertigen Pariser einer natürlichen Tochter ihres Ueberbringers, des päpstlichen Nuntius Bentivoglio, beilegten; die gegenseitige Erbitterung sprach sich in Streitschriften aus, die den Parteigeist entflammten; Frankreich theilte sich in Constitutionisten oder Acceptanten, die die Bulle annahmen, und Anticonstitutionisten, Recusanten oder Opposanten, die sie verwarfen. Unter der Regentschaft, die den Jesuiten nicht günstig war, wagten es mehrere Bischöfe, denen die Sorbonne und Noailles beitraten, feierlich gegen die Annahme der Bulle an ein zu haltendes allgemeines Concilium zu appelliren, wodurch für die nun bald durch die angesehensten Universitäten und geistlichen Körperschaften verstärkte Oppositionspartei der Name

Appellanten aufkam. Diese Partei verfiel in gemäßigtere und strengere Factionen, als Noailles sich 1720 zur bedingten Unterschrift der Bulle verstanden, und dadurch die eifrigern Appellanten wider sich aufgebracht hatte. Die strengern Maßregeln Ludwigs XV. und seines Ministers Fleury, der um den Cardinalshut buhlte und den Jesuiten schmeichelte, bedrängten die Gegner der Bulle von neuem; die Priester unter den Appellanten wurden entsetzt, den appellirenden Laien die Sacramente verweigert; dem 80jährigen Noailles gewann der Hof endlich 1728 eine unbedingte Unterschrift der Bulle ab und zwang 1730 das Parlament, sie ohne Vorbehalt anzunehmen, wodurch sie feierlich zum Reichsgesetz erhoben wurde. Gleichwohl blieben die verfolgten Appellanten insgeheim immer noch thätig, den Geist des Widerspruchs rege zu erhalten, und um die grausame Sacramentsverweigerung, wodurch die für die Constitution gewonnene Geistlichkeit sich ängstigte, abzustellen, wagte das Parlament seit 1752 neue, kühne Schritte. Der nun mit der alten Erbitterung wieder ausgebrochene Constitutionsstreit ward endlich durch ein sehr gemäßigtes Breve Benedicts XIV. beigelegt, welches die meisten Parteien zufrieden stellte und nur gegen offenkundige Appellanten Strenge gebot. Dazu kam noch die Aufhebung des Ordens der Jesuiten, deren natürliche Folge ein allmäliger Verfall des Gewichts der Constitution Unigenitus auch in Frankreich war. In andern kathol. Ländern hatte man sie zwar angenommen, aber wenig beachtet, da sie doch eigentlich nur die Parteien in Frankreich anging. In der österreich. Monarchie, wo einige Bischöfe sie in ihren Sprengeln verbreitet hatten, wurde sie 1781 durch Joseph II. nebst der Bulle **In coena Domini** förmlich unterdrückt. Jetzt gehört sie nur noch der Geschichte an, da selbst die Päpste sie nicht mehr für eine Glaubensregel ausgeben.

Union (staatsr.), eine Verbindung mehrerer Staaten zu einem

Hauptstaate, einem Bundesstaate, sodaß die gemeinschaftliche Staatsgewalt sich über Alles erstreckt, was nicht besonders ausgenommen und der beliebigen Anordnung der einzelnen Staaten überlassen ist. Ihr steht entgegen die **Conföderation**, eine Staatenverbindung, in welcher die eigentliche Souverainetät bei den einzelnen Staaten ist (in der Union ist die Gesammtheit der Souverain, wie ehemals im deutschen Reiche) und der Centralregierung nur gewisse Angelegenheiten übertragen sind. Nordamerika ist eine Union, der deutsche Bund eine Conföderation.

Unirte Griechen (von **uniren**, vereinbaren, Eins machen) heißen die, welche, mit Beibehaltung ihrer von der röm. Kirche abweichenden Gebräuche, den Papst für das Oberhaupt der Kirche anerkennen, folglich darin mit der röm.-kath. Kirche **unirt**, vereinigt sind. **Nicht unirte Griechen** (Altgläubige), welche dies nicht anerkennen.

Unisono (ital.), **Unisonus** (lat.), Einklang, wird in der Musik das Verhältniß zweier Töne von gleicher Größe (d. h. von gleicher Höhe oder Tiefe) auf derselben Stufe genannt. Der Einklang entsteht also aus einer gleichen Anzahl von Schwingungen zweier vibrirender Körper in einem gleichen Zeitraum. Wenn mithin eine Saite in einer Secunde 100 Schwingungen macht und den Ton c gibt (bekanntlich sind wenigstens 32 Schwingungen in einer Secunde erfoderlich, um eine hörbare Wirkung hervorzubringen), so wird eine andre Saite, welche jener an Länge, Dicke und Spannung gleich ist, in derselben Zeit dieselbe Anzahl von Schwingungen machen und folglich denselben Ton c geben. Diese beiden Töne c:c verhalten sich demnach wie 2 gleiche Zahlen, weshalb man also sagt: der Einklang, oder richtiger Gleichklang, verhalte sich **wie 1:1**. Da nun dieses gleiche Verhältniß das faßlichste und folglich das beruhigendste ist, so ist

natürlich der Einklang die erste und vollkommenste Consonanz. Man hat viel darüber gestritten, ob der Einklang unter die Intervalle zu rechnen sei oder nicht. Die Entscheidung dieses Streits hängt indeß von der Bestimmung des Begriffs eines Intervalls (s. d.) ab. Die ältern, sowie selbst mehrere neuere Tonlehrer sagen: »Ein Intervall ist die Entfernung oder der Zwischenraum einer Note von der andern«. Hiernach wäre denn allerdings der Einklang kein Intervall, da zwischen 2 Tönen, die im Einklange stehen, keine Entfernung stattfindet. Allein demzufolge wäre auch die übermäßige Prime (die doch jeder Systematiker unbedingt unter die Intervalle rechnet) ebenfalls kein Intervall, da beide Töne, welche dieselbe bilden, bloß durch ihre innere Größe verschieden sind, und da sie ebenfalls auf einer und derselben Stufe stehen, auch zwischen ihnen keine Entfernung (die doch nach jener Erklärung das Merkmal eines Intervalls wäre) stattfinde. Nehmen wir hingegen an: »Ein Intervall sei das Verhältniß zweier Töne gegen einander in Hinsicht ihrer Höhe oder Tiefe«, so ist nicht allein wirklich die übermäßige Prime, sondern auch der Einklang unter die Intervalle zu zählen, da auch der Einklang ein solches Verhältniß begründet, nämlich das Verhältniß gleicher Höhe oder Tiefe, sowie die übermäßige Prime, z. B. c: cis, ein Verhältniß ungleicher Höhe oder Tiefe hat. Auch ist es durchaus falsch, wenn sowol ältere als neuere Tonlehrer den Einklang und die Prime als gleichbedeutend nehmen. Denn daß der Einklang oft auf der erstern Stufe stattfindet und dann zugleich Prime ist, begründet kein Einerleisein, da man sonst ebenso gut auch den Einklang mit der Octave als gleichbedeutend nehmen müßte, weil er oft die Stelle derselben vertritt. Der Unterschied zwischen dem Einklange und der Prime ist kurz folgender: 1) die Prime ist entweder rein oder übermäßig. Die reine Prime ist der jedesmalige erste (tiefste) Ton einer Tonleiter und gar kein Intervall. Nur durch ihre

Verdoppelung auf derselben Stufe kann die Prime zugleich zum Einklange werden, kann aber (wie schon die Benennung zeigt) nie auf einer andern als der ersten Stufe einer Tonleiter stattfinden; da hingegen der Einklang sehr wohl auf jeder Stufe einer Tonleiter sich zeigen kann, indem wol in einem mehrstimmigen Satze 2 und mehrere Stimmen auf der Secunde, Terz, Quart rc. in den Einklang treten können. 2) Kann die Prime um einen kleinen halben Ton erhöht werden, ohne ihre Natur als Prime zu verlieren, da sie dabei ihre Stufe behauptet, woraus das Intervall der übermäßigen Prime entsteht. Allein der Einklang ist keiner Erhöhung oder Erniedrigung fähig, ohne seine Eigenschaft als solcher zu verlieren; denn sobald einer von den beiden im Einklange stehenden Tönen erhöht oder erniedrigt wird, hört er auf, Einklang zu sein und tritt aus dem Verhältnisse der Gleichheit. Ein übermäßiger Einklang ist ein offenbarer Widerspruch. Uebrigens vertritt häufig der Einklang die Stelle der Octave, und ist dann in der Anwendung denselben Regeln wie jene unterworfen.

Unitarier, s. Socinianer.

Unität der evangelischen Brüder, s. Brüdergemeinde. Nachträglich muß hier nur noch Schulze's den gegenwärtigen Zustand der Gemeinde vollständig und unparteilich darstellende Schrift: »Von der Entstehung und Einrichtung der evangel. Brüdergemeinde« (Gotha 1822) und die 5. Aufl. (1823) der kurzgefaßten »Historischen Nachricht von der gegenwärtigen Verfassung der evangel. Brüdergemeinde« erwähnt werden. Ueber die Feier des 100jährigen Jubelfestes der Gemeinde am 17. Juni 1822 s. »Lit. Conv.-Blatt«, 1822. Nr. 194.

Universalgeschichte, s. Geschichte.

Universalien (universalia) nannten die Scholastiker das Allgemeine in unserm Vorstellen und insbesondere die Gattungen und Arten. Hier war die Frage: Existirt das Allgemeine wirklich außer

uns, oder ist es bloß in unsern Gedanken? ist es körperlicher oder unkörperlicher Natur? und in letzterm Falle, existirt es abgesondert von den Individuen oder Sinnengegenständen; oder ist es nur in denselben vorhanden? Ueber die Beantwortung der Fragen waren die Ansichten der Nominalisten (s. d.) und Realisten getheilt.

Universalsprache, s. Sprache und Pasigraphie.

Universität (lat. Universitas), eigentl. die Gesammtheit, Gesammtschule, eine hohe Schule, wo die sämmtlichen Wissenschaften vorgetragen und akademische Würden ertheilt werden. — Schon Karl d. Gr. fing an, unter Leitung Alcuins u. a. Gelehrten, die Dom- und Klosterschulen seines Reichs, nachdem zuvor alle wissenschaftliche Institute in Verfall gerathen waren, zu verbessern, auch neu zu begründen; dahin gehörte z. B. die Pariser. Im 12. Jahrh. traten einzelne Lehrer in einzelnen Wissenschaften auf, die in den Domschulen nicht gelehrt wurden, zu Salerno geschah dies in der Medicin, zu Bologna in juristischen, zu Paris in theolog. Wissenschaften; nach und nach wurden solche Lehrstühle unter öffentliche Autorität gebracht, vorzüglich waren die Päpste dabei geschäftig, welche mit sehr freigebigen Privilegien die ersten hohen Schulen überhäuften; der Name Universität (universitas doctorum et scholarum) ward nun gewöhnlicher, die ganz das Ansehen gelehrter Gilden erhielten. Vier Hauptwissenschaften (Facultäten): Theologie, Jurisprudenz, Medicin, und als die letzte, Philosophie, bekamen ihren Platz; die Aufsicht des Ganzen führte ein Rector. Die besuchtesten Universitäten im 13. und 14. Jahrh. waren Paris und Bologna; die erstere, welche 1206 ihre Form erhielt, wurde das Muster der meisten später gegründeten Universitäten. (Nur erst im J. 1808, wo sie unter dem damaligen Usurpator des französ. Reichs den Namen einer kaiserlichen Universität, jedoch freilich unter großer Abweichung von den zeitherigen Begriffen einer Universität, er-

hielt, hat sie eine große Umformung erhalten.) — Unter den deutschen wird zwar die zu Heidelberg für die älteste gehalten; allein ihr eigentliches Stiftungsjahr ist erst 1385, und diese Ehre hat vielmehr Prag, welche 1348 gestiftet wurde, dann Wien 1366, Cöln 1388, Erfurt 1392, Würzburg 1403 und Leipzig 1409 (den 2. Dec.), dann Wittenberg 1502 und die zu Jena 1558 (die letztere zuerst ohne päpstliches Privilegium). Unter die neueren Universitäten gehören Göttingen (1734), Erlangen (1742), Stuttgart (1782), Berlin (1810), Bonn (1818), München (1826) und Insbruck (in Tyrol) 1827. — Eines der wichtigsten und besten Werke über diesen Gegenstand von dem den 26. Febr. 1815 zu Göttingen entschlafenen trefflichen Villers, sei hier noch erwähnt: »**Coup d'oeil sur les Universités etc. p. Charles Villers,**« à **Cassel** 1808, auch ins Deutsche durch Hagena übersetzt.

Unschuld (Stand der) wird in der christlichen Glaubenslehre der Zustand genannt, in welchem sich die ersten Menschen vor dem Sündenfalle befanden. Unschuld ist in diesem Sinne die ursprüngliche Unverderbtheit und Reinheit der menschlichen Natur, in der sie das Bild Gottes noch unentstellt ansichtrug und vollkommen war, was sie nach Gottes Absicht sein sollte. Die Meinung einiger Theologen schreibt den ersten Menschen in diesem Zustande große Kenntnisse, Einsichten und Tugenden zu; nach der biblischen Erzählung läßt sich aber nur annehmen, was auch die Natur der Sache lehrt, daß die Freiheit ihres Verstandes von Irrthümern, und ihres Herzens von sinnlichen Neigungen sie ebenso tüchtig zur richtigen Erkenntniß des Wahren als zur freudigen Ausübung des Guten machte. Sie genossen dabei einer völligen Freiheit von allen Uebeln des Leibes und der Seele, und einer Glückseligkeit von der die Menschheit im Stande der Sünde keine bestimmte Vorstellung haben kann, weil die reinen

Freuden der Unschuld auch eine völlig unverderbte Beschaffenheit des Gemüths voraussetzen. Was endlich die ihnen ebenfalls beigelegte Unsterblichkeit des Körpers betrifft, so ist wenigstens so viel gewiß, daß sie den Tod nicht kannten, und also auch nicht zu fürchten hatten. (Vgl. Paradies.)

Unschuldsproben, s. Ordalien.

Unsterblichkeit. Fortdauer der Seele oder Unsterblichkeit des Geistes, ist die Fortdauer unserer geistigen Persönlichkeit mit Bewußtsein und Willen. Zwar schreibt man auch dem Körper eine Art von Unsterblichkeit, aber nur insofern zu, als die körperlichen Stoffe, welche ihre bisherige Daseinsform verlassen, unter neuen Verhältnissen in der Natur fortwirken und in andre Körper übergehen (s. Tod), nicht als ob derselbe Körper bliebe. Da nun der Leib unmittelbar nach dem Tode in Verwesung übergeht und damit als bestimmter organischer und mit Lebensfähigkeit begabter Körper zu sein aufhört, so kann auch eine Auferstehung des Leibes nicht als eigentliche Fortdauer desselben, sondern nur als eine neue Schöpfung eines ähnlichen, und zwar vollkommenern Körpers gedacht werden. Die Fortdauer nach dem Tode oder die Unsterblichkeit der Seele hat man auf verschiedene Art zu beweisen gesucht; besonders hat man sie in den neuern Zeiten aus der Immaterialität der Seele gefolgert. Allein diese Immaterialität läßt sich selbst nicht streng erweisen; und wenn auch, so würde daraus folgen, daß die Seele nicht so, wie der Leib, durch Verwesung zerstört werden könne, nicht aber, daß sie auch mit vollem Bewußtsein ihrer selbst fortfahre zu sein und zu wirken. Denn es bliebe immer möglich, daß die Seele nach dem Tode in einen bewußtlosen Zustand überginge, ähnlich demjenigen, worin sie sich während eines tiefen Schlafs oder einer langen Ohnmacht befindet. Dies wäre aber keine wahre Fortdauer, sondern nicht viel besser als Vernich-

tung. Gleichwol ist der Gedanke, daß der Mensch nach dem Tode *aufhören soll, als ein vernünftiges und freies Wesen thätig zu sein*, so trostlos und, man möchte sagen, empörend für die Menschheit, daß ihn die Weisesten und Besten von jeher als einen unwahren Gedanken verworfen, und alle gebildete Völker die Hoffnung der Fortdauer nach dem Tode als einen wesentlichen Bestandtheil ihrer religiösen Ueberzeugung anerkannt haben. Die Hoffnung der Unsterblichkeit ist daher als religiöser Glaube zu betrachten. Es ist nämlich eine unabweisliche Foderung der Vernunft an den Menschen, daß er nach einer ins Unendliche fortgehenden Vervollkommnung strebe. Diese Foderung kann und darf der Mensch nicht aufgeben, wenn er nicht auf seine ganze Würde als ein vernünftiges und freies Wesen Verzicht leisten will. Er darf daher auch mit Recht erwarten, daß eine ewige Fortdauer seines bessern Selbst, als die unumgänglich nothwendige Bedingung eines unendlichen Fortschritts im Guten, stattfinden werde, wenn ihm auch die Möglichkeit einer solchen Fortdauer ein ebenso unauflösliches Räthsel ist. Der Glaube an die Unsterblichkeit hat daher einerlei Grund und Quelle mit dem Glauben an die Gottheit, und Niemand kann mit fester Zuversicht an Gott glauben, ohne zugleich an seine Freiheit und Unsterblichkeit zu glauben. Es findet sich daher der Glaube an Unsterblichkeit auch in den Religionen der gebildetsten Völker aller Zeit, nur wird die Idee dieser Fortdauer von den verschiedenen Völkern mannichfaltig modificirt. Am meisten aber ist sie abhängig von der Ansicht, welche man von der Seele und ihrem Verhältnisse zum Körper hat. Nur der roheste Materialismus ist dieser Vorstellung unfähig. Sobald man aber anfängt, das eigentliche Wirken der Seele wahrzunehmen, und seinen Blick von der sinnlichen Gegenwart abzuwenden, sobald entsteht auch der Gedanke an die Fortdauer, und wird durch die Regungen der Hoffnung und Furcht, sowie durch

mannichfaltige noch unerklärbare Erscheinungen der Natur, ja selbst durch Täuschungen unterstützt. Früher aber wird die Fortdauer als eine Fortdauer mit dem Körper, ohne Vorstellung eines von diesem Leben verschiedenen Zustandes gedacht (vielleicht darum suchte man zuerst die Körper der Todten unverwest zu erhalten), — später mit einem andern neuverliehenen Körper. Oder die Seele wird wie ein feinerer Körper vorgestellt, besonders als Luftwesen (daher die Benennungen des Geistes in den ältern Sprachen durch Hauch und Luft) oder als ein Schatten, der getrennt vom Körper nach dem Tode lebe. In diesem Falle ist auch das Leben nach dem Tode, wie nach der Mythologie der Griechen, nur ein Schatten von dem gegenwärtigen. Aber dies ist schon spätere Vorstellung und setzt eine Herrschaft der Sinnlichkeit voraus. Indem man aber das Leben der Seele verbunden mit dem vorigen oder einem neuen, wenn auch ätherischen Körper dachte, war man genöthigt, dasselbe in einen bestimmten, von diesem Leben geschiedenen Raum zu versetzen. Das Unsichtbare aber wird zunächst als unterirdisch vorgestellt. Daher der Glaube an eine Unterwelt (s. d.), oder ein Todtenreich, mit dem Glauben an die Fortdauer in der engsten Verbindung steht. Indem die Phantasie nun den Wechsel der Zustände auch auf ein andres Leben überträgt, und ein ununterbrochenes Fortbilden der Natur in verschiedenen Formen, was auch der Erhaltung des todten Körpers widerstrebte, oder ein Fortschreiten des Geistes auf verschiedenen Stufen annimmt, entwickelt sich die Lehre von einer Metensomatose oder Metempsychose. (s. Seelenwanderung.) Ferner hängt mit dem Glauben an eine Unterwelt wiederum der Glaube an Erscheinungen (Gespenster), Todtenbeschwörungen und Einwirkung der Verstorbenen auf die Lebenden zusammen, die sich in spätern Zeiten bei den Völkern entwickeln. Nach den Bedürfnissen und der Bildung gestaltete man sich den Zustand nach dem

Tode, früher auf eine sinnlichere Art, und zwar so, daß Das, was man hienieden für Vorzug und Verdienst hielt, auch dort als solches sich geltendmachen sollte, Alles aber, was als Schwäche und Unvollkommenheit verachtet wurde, auch jenseits einen unvollkommenen Zustand bewirkte. Natürlich war es ferner, daß die Fortdauer nach dem Tode mit dem Leben auf dieser Erde in Verbindung gebracht wurde, und so trat der Zustand nach dem Tode in Beziehung auf Das, was man für Bestimmung des Menschen hielt, mit dem Begriffe der Vergeltung, welcher moralischen Ursprungs ist, in Verbindung. Daraus entwickelten sich die Vorstellungen von Belohnungen und Strafen nach dem Tode, und von besondern Orten für dieselben (Hölle und Himmel), welche die Phantasie der Völker mannichfaltig ausschmückte. Erst unter Voraussetzung der Vorstellung von einem vergeltenden Zustande scheint sich die Lehre von einer Auferstehung (oder Wiederbelebung der Grundstoffe) des menschlichen Körpers entwickelt zu haben. Mit dieser und mit der Seelenwanderung scheint die Lehre von einem dem Seelenschlafe entgegengesetzten Reinigungszustande (purgatorium) zusammenzuhängen, sowie die Annahme eines Gerichts nach dem Tode in der Unterwelt (wie das des Osiris, der 3 Richter in der griechischen Mythologie) oder eines Gerichts am Ende der Welt oder einer Wiederkehr in die Oberwelt. So war die Unsterblichkeitslehre theils beschränkter und roher, theils umfassender und geistiger. Spuren von dem Glauben an die Fortdauer des Geistigen nach dem Tode liegen schon in der frühen religiösen Verehrung verstorbener Personen. Der reinere Glaube an die Unsterblichkeit ist erst durch die christliche Religion herrschend geworden. Dieser christliche Glaube an die Unsterblichkeit zeichnet sich aus theils durch die Zuversicht und Gewißheit, mit welcher er sich ausspricht, theils durch die Beziehung auf das Religiöse und Sittliche im Menschen. Nur der edlere und wesentlichere

Theil des Menschen soll nach ihm leben. Wir wandern nach ihm aus diesem Vorbereitungsleben in ein andres, wir lassen an der Schwelle desselben die Hülle, aber nehmen das tröstende oder quälende Bewußtsein unserer freien Handlungen mit hinüber zu Segen oder Strafe. Man hat über diese für das menschliche Herz so anziehenden Gegenstände 2 sehr lesenswerthe Schriften von Sintenis: »Elpizon, oder über meine Fortdauer im Tode«, und »Pistevon, oder über das Dasein Gottes« (auch als Anhang zu »Elpizon« betrachtet); ferner: Jean Paul Fr. Richter, »Selina, oder über die Unsterblichkeit« (2 Thle., Stuttg. 1827, unvollendet); »Athanasia, oder Gründe für die Unsterblichkeit der Seele« (Sulzb. 1827), und J. H. F. v. Autenrieth, »Ueber den Menschen und seine Hoffnung einer Fortdauer vom Standpunkte des Naturforschers aus« (Tübingen 1815).

Unterhaus. Das Haus der Gemeinen (House of Commons), der zweite Hauptheil und der wichtigste (in Hinsicht auf Volksrechte, öffentliche Meinung und Steuerbewilligung) des Parlaments (vgl. England) der vereinigten Königreiche Großbritannien und Irland, ist nach und nach im 13. Jahrh. (1265 fg.) entstanden. 1297 erlangte es das Recht der Steuerbewilligung oder der Subsidien. Es besteht gegenwärtig aus den 658 Deputirten des Bürgerstandes der vereinigten Königreiche; als: 80 Knights (Ritter) von 40 englischen Shires; 50 Citizens von 25 engl. Cities; 339 Burgesses von 172 engl. Boroughs; 4 Repräsentatives von den Universitäten Oxford und Cambridge; 16 Barons von den 8 Cinque Ports; 12 Knights von den 12 Shires in Wales; 12 Burgesses von den 12 Boroughs in Wales; 30 Knights von 30 schottischen Shires; 15 Burgesses von 65 schottischen Cities und Boroughs, und 100 Deputirte von Irland. Sie werden theils von den Grundbesitzern nach der Abtheilung des Landes, zu welchem Ende das Reich in Shires oder Counties ge-

theilt ist, theils von gewissen Cities (Städten) oder Boroughs (Flecken), wovon aber manche kaum noch in wenig Häusern bestehen, theils von gewissen Seestädten, Cinque Ports, theils von den beiden Universitäten gestellt. Ueber die Wähler (Freemen, Freeholder), und die wahlfähigen Candidaten, die 21 Jahre alt sein müssen s. England; desgl. über den Sprecher des Unterhauses. Die Mitglieder des Unterhauses erhalten, mit Ausnahme der Schotten und Iren, weder Gehalt noch Diäten, genießen aber verschiedene Vorrechte, u. a. Briefpostfreiheit. Zu jedem neuen Parlamente werden neue Wahlen der Deputirten vorgenommen; doch können die Abgegangenen wieder gewählt werden. Die Deputirten sind nicht an die Vorschriften ihrer Wahlherren gebunden und erhalten daher auch keine. Das Unterhaus beschäftigt sich vorzüglich mit den Subsidien, dann mit der Untersuchung streitiger Wahlen, der Ausstoßung seiner eignen Mitglieder und dem Vortrage öffentlicher Beschwerden über die Reichsverwaltung; es hat das Recht, öffentliche Verbrecher zur Bestrafung anzuzeigen, und selbst die Minister bei dem Oberhause anzuklagen. Ein solcher Anklageprozeß heißt Impeachment. Die Mitglieder stimmen mit Ja und Nein. Wenn der König im Hause der Lords, in Gegenwart einiger dazu berufener Mitglieder des Unterhauses, die dem Throne gegenüber am andern Ende des Saals, hinter Schranken stehen, das Parlament aufgehoben, aufgelöst (dissolved), und der Lordkanzler den mit dem großen Siegel besiegelten Befehl deshalb erlassen hat, so macht der High Sheriff (die höchste bürgerliche Obrigkeit in jeder Grafschaft) in der Grafschaft, und der Mayor (Bürgermeister in den Cities und Boroughs) den Tag der neuen Wahl bekannt. Die Candidaten müssen sich bei ihm ausweisen, und den Eid der Treue (the eat of allegiance) in Hinsicht der gegenwärtig regierenden Familie schwören. Die Candidaten suchen hierauf die Stimmen der Freeholders, durch

allerhand Mittel, Mahlzeiten, Dienste, Stiftungen, Entschädigung, Bewirthung und Reisekosten, wenn die Freeholders nach der Hauptstadt reisen müssen, um zu stimmen (Geschenke machen die Wahl ungültig), zu gewinnen. Zuweilen kostet eine Wahl 200,000 Pf. Gewöhnlich sind Sitze für 4000 Pf. zu haben. Die Liste, welche die Zahl der Stimmen enthält, die jeder Candidat an einem Tage erhalten hat, heißt Poll. Truppen müssen, so lange die Wahl dauert, sich auf 3 Meilen davon entfernt halten. Da auf vielen verfallenen Flecken (Rotten Boroughs, s. d.) das Wahlrecht zum Parlament noch haftet, so werden diese deshalb sehr theuer erkauft. Ueber die Parteien im Unterhause s. Ministerialpartei und Opposition. Eine Reform der Parlamentswahl, weshalb schon Pitt 1785 eine Bill ins Unterhaus brachte, ist jetzt mehr als je Volkswunsch. Städte wie Manchester und Birmingham haben über 100,000 Einw. und keinen Repräsentanten; eine Menge Boroughs hingegen, bei kaum 6 Wahlmännern, 2 Parlamentsglieder. Daher geschah es im Juli 1819, daß das Volk in Birmingham sich eigenmächtig einen Repräsentanten zu wählen versuchte. Weil das Parlament nur alle 7 Jahre neu gewählt wird, so dringt die Partei der Radical-Reformers jetzt ebenso ungestüm auf jährl. Parlamentswahlen. Diesem allen widersetzt sich aber der Aristokratismus des Reichthums und die nur zu gegründete Furcht vor einer durch den Haß der Armen gegen die Reichen, und der Dissenters gegen die Episkopalen herbeigeführten Revolution.

Unterleib, der untere Theil des menschlichen Leibes, dessen Anfang man von der Gegend der Herzgrube, nach beiden Seiten auf den kurzen Rippen hin, bis an das Rückgrath bestimmt. Man unterscheidet äußerlich besonders folgende Gegenden an demselben. Die Herzgrube, da, wo der Knochenansatz des Brustbeins sich endet; die Hypochondern, die auf beiden Seiten von den kurzen Rippen bedeckt

sind; die Nabelgegend, in der Mitte; die Lendengegenden, auf beiden Seiten unter den Hypochondern; die Hüftengegenden, unter den vorigen, mit den Hüftknochen, die Weichengegend, in der Beugung, wo Schenkel und Unterleib zusammenkommen. Die Unterleibshöhle wird gebildet oben von dem Zwerchfell, welches sie von der Brusthöhle abscheidet, hinten von dem Rückgrath, zu beiden Seiten von den kurzen Rippen und zum Theil von den Bauchmuskeln, vorn von diesen allein, nach unten durch die Beckenknochen. Sie enthält die meisten Eingeweide in sich, die Verdauungswerkzeuge, die Werkzeuge der Urinbereitung und Aussonderung, und die innern Geschlechtswerkzeuge. In der Gegend der Herzgrube liegt der mittlere Theil und das rechte Ende des Magens mit dem größten Theile des Zwölffingerdarms, dem linken Lappen der Leber, dem kleinen Netze, und einem Theile der Bauchspeicheldrüse (Pankreas). In dem rechten Hypochonder liegt der rechte Lappen der Leber, und der rechte Theil des Quergrimmdarms. In der Gegend des linken Hypochonders liegt der blinde Sack des Magens, die Milz, der schmälere Theil des Pankreas, der linke Theil des Quergrimmdarms, mit den daselbst befindlichen Netzen. In der Nabelgegend liegen, von dem großen Netze bedeckt, die Windungen des dünnen Darms. In der rechten Lendengegend liegen die rechte Niere und der aufsteigende Grimm- (Dick-) Darm; in der linken Lendengegend die linke Niere und der absteigende Dickdarm. In der rechten Hüftgegend ist der Blinddarm, in der linken der absteigende Dickdarm und ein Theil der Sförmigen Krümmung desselben. In der Gegend der Weichen liegen die Weichendrüsen, tiefer unten im Becken liegt nach vorn die Harnblase, hinter dieser der Mastdarm, zwischen beiden bei dem weiblichen Geschlecht der Fruchthälter. Der Unterleib ist der Hauptsitz des Erhaltungs- (Reproductions-) Systems des Körpers. Die Verdauungswerkzeuge sind es, die ihn vorzüglich ausfüllen. Er

steht daher im Gegensatze mit dem Oberkörper, welcher die Brusthöhle enthält. Wie dieser der Aufnahme und dem Einfluß der Luftstoffe, so ist jener der Aufnahme und der Verarbeitung der irdischen, groben materiellen Stoffe gewidmet, und beide haben ihren Vereinigungspunkt im Herzen. Diesem gemäß gehen die Verrichtungen der Unterleibswerkzeuge dahin, den irdischen Stoff von Außen aufzunehmen und zu verarbeiten, die brauchbaren Theile zurückzubehalten und die unbrauchbaren fortzuschaffen, aus dem Blute selbst das Uebermaß gewisser materiellen Stoffe durch deren Ab- und Aussonderung zu entfernen und der Erhaltung des Geschlechts zu dienen. Der Antheil von der allgemeinen Blutmasse des Körpers wird dem Unterleibe durch die große, unmittelbar aus dem Herzen herabsteigende Schlagader (aorta descendens) zugeführt. Das Blut im Unterleibe hat einen eigenthümlichen Umlauf, der von dem Umlauf in andern Theilen des Körpers abweicht. Alle die Aderzweige, welche das Blut von dem ganzen Darmkanal wieder aufnehmen und zurückführen, vereinigen sich in Einen Stamm, Pfortader genannt. Das Nervensystem des Unterleibs hat gleichfalls seinen eignen merkwürdigen Charakter. (s. Nerven.) Diese Eigenthümlichkeit in dem Blutumlauf und dem Nervensystem des Unterleibes gibt auch den Krankheiten desselben einen besondern Charakter. — Zu den Unterleibskrankheiten gehören zwar im Allgemeinen alle die Krankheiten, welche den Umfang des Unterleibes oder die in der Höhle desselben befindlichen Werkzeuge betreffen; allein gewöhnlich versteht man darunter besonders gewisse langwierige Kränklichkeiten, welche in der fehlerhaften Beschaffenheit eines der größern und wichtigern Werkzeuge des Unterleibes, oder in einer anhaltenden Unregelmäßigkeit des Blutumlaufs, oder in einer dauernden Verstimmung des Nervensystems des Unterleibes ihren Grund haben. — Unter den Krankheiten der ersten Classe sind die vorzüglichsten: die Ver-

dauungsbeschwerden (s. Verdauung), welche theils im Mangel an Eßlust oder ungewöhnlicher und krankhafter Eßlust, fehlerhafter Absonderung des Magensaftes, Säure und Schärfe im Magen, desgleichen im übrigen Darmkanal, woher langwierige Durchfälle aller Art entstehen, theils in einem regelwidrigen Zustande der Werkzeuge selbst, Verhärtung des Magens, gewöhnlich am Magenmunde oder am Ausgange desselben, Verengerung einer Partie der Gedärme, Geschwüre in dem Umfange dieser Theile, bestehen. Auch die Krankheiten der die Verdauung unterstützenden Werkzeuge, der Milz, des Pankreas, und vorzüglich der Leber, gehören hierher. — Die zweite Classe der Unterleibskrankheiten beruht auf einem Mißverhältnisse der Thätigkeit des arteriellen und des venösen Blutsystems im Unterleibe, indem der Rückfluß des Blutes nicht in dem Maße geschieht, als der Zufluß es nöthig machte. Wenn nämlich der Zufluß des Blutes nach den Organen des Unterleibes durch die Arterien ungehindert und unaufhörlich, oft noch durch besondere Reize vermehrt, stattfindet, zugleich aber der Rückfluß des Venenblutes in die Pfortader langsamer vorsichgeht, muß nothwendig eine Anhäufung von Venenblut in den Blutgefäßen der benannten Theile, Druck der aufgetriebenen Adern, Stockung des Bluts in denselben, und dadurch eine Reihe krankhafter Zufälle entstehen, von denen besonders die Hämorrhoiden, Blutflüsse aus dem Darmkanal, Blutbrechen, Magenkrämpfe, Milzkrankheiten und Hypochondrie öfters vorkommen. In Rücksicht der Ursache dieser Krankheiten kommt die Leber in besondere Betrachtung, von deren Thätigkeit hauptsächlich der freie Rückfluß des Venenblutes aus dem Unterleibe abhängt. Denn je lebhafter die Leber ihr Geschäft, die Bereitung der Galle aus dem Venenblute der Pfortader, ausübt, desto schneller ist der Umtrieb dieses Blutes in der Leber, und der Rückfluß aus derselben in die untere Hohlader; je träger hingegen die Leber ihr

Geschäft betreibt, desto langsamer ist der Verbrauch des Venenblutes aus der Pfortader, desto mehr häuft sich demnach das Blut in den Venen des Unterleibes. — Hierzu kommt dann noch um so öfter eine Krankheit aus der dritten Classe, da Verstimmung des Nervensystems schon an sich störend auf die Leber wirkt, und wiederum jede Regelwidrigkeit derselben zunächst in einer Abweichung der Herrschaft des Nervensystems über das Geschäft der Leber gegründet sein muß. Es kann aber auch die Verstimmung des Nervensystems des Unterleibes von dem Nervengeflechte eines andern Theiles des Unterleibes, z. B. den weiblichen Geschlechtswerkzeugen, ausgehen, und sich von da über das ganze Nervensystem des Unterleibes ausbreiten. Diese Verstimmung äußert sich vorzüglich durch eine krankhafte Empfindlichkeit, durch eine fehlerhafte Einwirkung auf die Organe und daher rührende Unregelmäßigkeit der Functionen, und durch einen stürmischen Uebertritt der Nerventhätigkeit aus den Unterleibsnerven bis in die Nerven des Gehirnsystems. Daher die Zufälle, welche u. d. N. der Hypochondrie, der Hysterie, des Magenkrampfes und der allgemeinen Krämpfe und Verzuckungen bekannt sind. – Bei der Cur dieser genannten chronischen Unterleibskrankheiten kommt es zuvörderst auf die Erforschung der Ursachen an, welche zum Grunde liegen, und derjenigen Werkzeuge oder Systeme, welche ursprünglich angegriffen sind.

Unterricht, s. Schule, Pädagogik, Methode; wechselseitiger Unterricht, s. Lancaster und Wechselseitiger Unterricht.

Unterschlächtig, s. Oberschlächtig.

Unterthan (subditus) ist der Staatsbürger im Verhältniß zum Souverain, und nur in dieser Beziehung. Es ist nur uneigentlich gesprochen, wenn man die Untergebenen eines Grund- und Gutsherrn auch Unterthanen nennt, so häufig dies auch geschieht, und nur im zusammengesetzten Staate können die untergeordneten Regenten

wieder Unterthanen haben. So war es ehemals im deutschen Reiche; so ist es in gewisser Hinsicht noch jetzt bei den ehemals souverainen, nun standesherrlichen Besitzungen. Im Staate gibt es keinen Stand, der nicht Unterthan sei; die Gemahlin des Souverains ist dessen erste Unterthanin. Auch Fremde sind Unterthanen, so lange sie im Staate weilen (subditi temporarii), nur diejenigen ausgenommen, welchen nach völkerrechtlichem Gebrauche die Exterritorialität zukommt.

Unterwalden, einer der kleinen Cantone Helvetiens, im Mittelpunkte des Landes, ein Hirtenland von 12 QM. mit 20,000 kath. Einw. Er grenzt an die Cantone Uri, Schwyz, Luzern und Bern. Nur südlich liegen in seinem Umfange mit ewigem Schnee bedeckte Berge, unter welchen der 10,296 Fuß hohe und bei 3 Stunden weit mit Gletschern bedeckte Titlis der merkwürdigste ist; westlich scheidet ihn der Pilatusberg von dem zu Luzern gehörigen Thale Entlebuch. Unterwalden besteht, außer den Bergen und dem Ufer des Vierwaldstädtersees, vorzüglich aus 2 Thälern. Der Boden ist reich bewässert und enthält, außer dem eben genannten See, der diesen Canton eine große Strecke weit gegen Nordosten bespült, noch mehrere Seen. Das Klima ist im Ganzen nicht rauh, doch wird kein Getreide-, bloß Kartoffelbau getrieben. Wiesen- und Obstbau sind aber bedeutend, und Viehzucht ist der Haupterwerbzweig der Einw. Im Sommer werden bei 10,000 Stück Rindvieh auf den Alpen ernährt, und der unterwalder Käse ist sehr schmackhaft und gut. Der Canton theilt sich in die beiden durch den Kernwald geschiedenen Hauptheile: Ob und Nid dem Walde, die beide für sich besondere Staaten bilden, eine demokratische Verfassung haben und wechselsweise einen Abgeordneten zur Tagsatzung senden, und gehört zu den Urcantonen der Schweiz, die 1308 sich die Hand zum ewigen Bunde reichten, zeichnete in den neuesten Zeiten aber sich durch seine Widersetzlichkeit gegen

die Staatsreformen aus. Zum Bundesheere stellt er 382 Mann, und der Geldbeitrag ist auf 1907 Schweizerfranken ausgesetzt. In Nid dem Walde ist Stanz, ein Flecken, der Hauptort; Sarnen ist es in Ob dem Walde.

Unterwelt. Die Idee von einer Unterwelt ist vorzüglich an 2 Vorstellungen geknüpft: an die Vorstellung von der Beschaffenheit der Welt und unserer Erde, und an die Vorstellung von einer Fortdauer nach dem Tode. (s. Unsterblichkeit.) Natürlich ist die Erde für den in kindlicher Unwissenheit lebenden Menschen noch die ganze Welt. Es lebt nur was auf ihr athmet, und unter ihr ist dichte Finsterniß. Ueber ihr ist der Lichtraum, die natürliche Wohnung der Götter. — Schon nach der indischen Mythe ist die Tiefe der Finsterniß (Onderah) für die gefallenen Geister als Ort der Strafe bestimmt; aber in ihr schon die Welt, das Universum, zur läuternden Entwickelung bestimmt, und besteht aus 15 Regionen, von welchen die 7 niedrigsten die Regionen der Strafe, unter der Erde, die 8., die Erde selbst, die 7 obern aber, die Regionen der Reinigung, über der Erde sind. Es ergibt sich also, daß dieser Begriff der Unterwelt mit der Seelenwanderung zusammenhängt. — Bei den Aegyptern wird die Unterwelt zum Todtenreiche oder Schattenreiche, in welchem Osiris, später Serapis und Isis mit ihren Genien herrschen und Gericht halten, zu welchen Anubis die Seelen leitet, und dessen Eingang Wölfe bewachen. Dies findet man auf mehreren Denkmälern abgebildet, z. B. auf einem Sarkophage im britischen Museum, wo die Wagschale vor Osiris's Throne steht. (Man s. Zoega, »De obelisc.«, an mehreren Orten.) Der Ort der abgeschiedenen Seelen oder überhaupt der Verstorbenen hieß Amenthes, d. h. der Gebende und Empfangende. Hier blieben die Seelen, bis sie, nach der Priesterlehre von der Seelenwanderung, zu Osiris zurückkamen. Diese Vorstellung des Todten=

reichs leiten Einige von dem gebräuchlichen Todtengerichte (s. d.) ab, welches bei den Aegyptern vor dem Begräbniß eines Leichnams gehalten zu werden pflegte. Allein nach Andern war dies spätern Ursprunges. Zur Ausbildung der Vorstellung des Todtenreichs aber wirkte der finstere Charakter der Aegypter und ihre Religion, sowie die Beschaffenheit ihrer Begräbnisse mit. Letztere zur möglichsten Erhaltung des Körpers, wozu das Mumisiren beitrug, eingerichtet, waren gleichsam Wohnungen der Todten, Todtenkammern (Katakomben) in Steinmassen angelegt, oder erhabene Paläste mit Malereien, besonders Hieroglyphen, prächtig ausgeschmückt und gleichsam auf ewige Dauer berechnet; sie werden in Ober- und Mittelägypten noch häufig gefunden (man sehe die Abbildungen bei Denon). In Unterägypten wurden die Todten auf Kähnen, und von Memphis aus über den See Möris in die Begräbnißkammern gebracht. Die Menge dieser Begräbnisse in gewissen Theilen des Landes vermittelte die Vorstellung von einem solchen Todtenreiche, die sich besonders in Mittel- und Unterägypten ausgebildet zu haben scheint. Vielleicht gründete sich auf die ägyptische Vorstellung von der Unterwelt, über welche man eine anziehende Abhandlung von Hammer in dessen »Fundgruben des Orients« findet, auch die Vorstellung der Hebräer von ihrem Schattenreiche, Scheol genannt. — Von den Griechen sagt Diodors von Sicilien (I, 92 und 96) ausdrückliches Zeugniß, daß Orpheus die Begriffe von Hades, Elysium und Tartarus von den Aegyptern entlehnt habe. Unter Tartaros, Erebos, Hades finden wir bei den Griechen ursprünglich nur überhaupt die Unterwelt, das heißt den dunkeln Raum verstanden, der unter der Erdscheibe befindlich ist. Bald ist der Tartaros, auf dem die Erde ruht, ein Sohn des Chaos (des ursprünglich dunkeln Raums, der unendlichen Leere überhaupt) und Bruder des Erebos, bald, als Kerker der Titanen und der Verdammten, der tiefste Theil der Unter-

welt; aber damit noch nicht Todtenreich. Ebenso wird Erebos und Hades (letzterer ist, wie der Orkus der Römer, eigentlich Person) früher als unterirdischer Raum überhaupt gebraucht, späterhin ist er Aufenthaltsort der Verstorbenen in demselben Schattenreich; nur daß der Aufenthalt der Seligen nach andern Vorstellungen auch an das Ende der Welt auf die Insel der Seligen (wie bei Hesiod) oder auf eine elysische Flur (wie bei Homer, »Odyss.«, IV, 564) gesetzt wird. An einer andern Stelle (»Odyss.«, X, 507) heißt es: Eine Tagereise weit von der Insel Äáa, am westlichen Ende des Weltstroms Okeanos, liegt das dunkle, des Sonnenlichts beraubte Land der Kimmerier. Hier ist der Eingang der Wohnung des Aides und an den Felsen des unterirdischen Einganges der Pfuhl Acheron, in welchen sich der feurige Pyriphlegethon stürzt, und der Kocytus, ein Arm des Styx. In der Unterwelt sitzt Aides mit goldenem Scepter geschmückt, die Gestorbenen richtend; »hier ist die Asphodeloswiese, wo die Seelen zugleich, die Gebild' Ausruhender wohnen«, und Gute und Böse unbekannt sind. Nur besondere Lieblinge der Götter wohnen auf einer glücklichen Insel auf der Oberwelt. (s. den Aufsatz: »Homer's Unterwelt«, im »Morgenblatt«, 1807, Nr. 92.). Diese Vorstellung wurde mit der Vorstellung von der Erde weiter ausgebildet. Es wurde das Todtenreich nun in die Erde versetzt, und besonders wilde und grauenvolle Gegenden, wo sich der Abgrund zu öffnen schien, wurden als Eingänge desselben betrachtet. Die gewöhnlichste Vorstellung wurde folgende: Rings war das Todtenreich, umflossen vom Styx, und der Eingang zu demselben war nur möglich durch den schlammigen Kocyt. Charon, d. i. der Fährmann, fährt die beerdigten Todten, von Hermes dem Unterirdischen geleitet, hinüber. Am jenseitigen Ufer, wo Charon die Seelen aussetzt, liegt in einer Höhle der schreckliche Cerberus. Dann kommt man auf einen geräumigen Platz, wo der Richter Minos sitzt und ent-

scheidet, welchen Weg die Seele wandern soll. Nun theilt sich der Weg zu des Aides Palast und zum Elysium (s. d.), welches zur rechten Seite des Einganges lag, und zum Tartarus (s. d.) zur linken, als Ort der Strafe für die Verdammten, wo Rhadamanthos thront. In dieser Mythe ist die ägyptische Grundlage klar, und selbst die ägyptischen Namen des Charon, Cerberus, Kocytus, Acheron weisen darauf hin. In der Nähe von Memphis nämlich war, nach Diodor, der See Acherusia, der diese Dichtung von dem Höllenflusse und der Wohnung der Abgeschiedenen veranlaßte, denn über denselben wurden die Todten von einem Fährmann, der dafür einen Obolos bekam, zu den Begräbnißplätzen der Aegypter, den schönen Wiesen, nah an dem Tempel der dunkeln Hekate gefahren, woraus die Dichtung entstand: Charon fahre die abgeschiedenen Seelen zu den schönen Wiesen, ihrem Wohnsitz. Auch verbreiteten die Mysterien ägyptische Vorstellungen von der Unterwelt. Die spätern Ansichten der Philosophen und die Gebilde der Dichter brachten noch mancherlei Verschiedenheiten in der Vorstellung der Unterwelt hervor; so wirkte die Vorstellung der Reinigung und Entsühnung, verbunden mit der Idee der Seelenwanderung, daß man eine Wiederkehr der Verstorbenen in die Oberwelt nach gewisser Zeit (wie Platon) annahm.

Unterwerfungsvertrag (pactum fundamentale subjectionis civilis), einer der 3 Hauptmomente, welche in dem Grundvertrage des Staats enthalten sind, und zwar derjenige Theil desselben, wodurch eine Herrschaft, ein Souverain, im Staate anerkannt wird. (Vgl. Staatsvertrag.) Da der Zweck des Staats nicht erreicht werden kann, ohne eine fest bestimmte, jeden Widerstand der Unterthanen überwiegende, nie unterbrochene oder zweifelhafte Herrschaft, sind da die Rechte und Pflichten des Souverains durch die Vernunft (die Gesetzgebung Gottes), nicht aber durch den zufälligen Willen der einzel-

nen Menschen gegeben sind: so folgt, daß auch der Unterwerfungsvertrag zwischen dem Volke und dem Souverain nicht beliebig, wie eine Vollmacht oder ein andrer privatrechtlicher Vertrag eingerichtet, zurückgenommen oder abgeändert werden kann, und auch in dieser Beziehung hat die Lehre von einem Staatsgrundvertrage nichts Gefährliches. Sie allein gibt vielmehr diesem Verhältnisse eine rechtliche Festigkeit, welche weder durch die Theorie von einem göttlichen Rechte (einem durch den Willen Gottes ertheilten Auftrage), noch durch die Ansicht, daß das bloß factisch Bestehende auch das rechtlich Nothwendige und Gültige sein müsse, erreicht werden kann. Denn da Niemand sagen kann, wie viel Zeit dazu gehöre, um eine mit ungesetzlicher Gewalt beginnende Herrschaft zu einer legitimen zu erheben, auch der göttliche Wille sich in dieser Hinsicht nur durch das factische Gelingen kundthut: so wird gerade durch eine solche Ansicht jede gewaltsame Umstürzung, jede Usurpation, so lange sie gelingt und sich behauptet, mit der Sanction der Legitimität umgeben, was ebensowol dem gesunden Rechtsgefühl der Völker als der philosophisch ausgebildeten Theorie widerspricht. Ausdrückliche und förmliche Unterwerfungsverträge kommen zwar in der ältern und neuern Geschichte häufig vor, z. B. die Anerkennung Wilhelms I. als König von England, die Act of settlement, wodurch das Haus Hannover auf den engl. Thron berufen wurde, die Wahl des Prinzen Christian August von Holstein, und nach seinem Tode des Marschalls Bernadotte zum Kronprinzen von Schweden u. s. w. Allein meistens erhebt sich die Souverainetät nach und nach, und ohne ausdrückliche für sich bestehende Verträge, durch eine Reihe stillschweigender Anerkennungen. Dies hindert aber nicht, daß man nicht im Rechtsbegriff den Unterwerfungsvertrag von den beiden übrigen, dem Vereinigungs- und Verfassungsvertrage, trennen könnte, und diese Absonderung ist sogar praktisch zweckmäßig und nothwendig,

weil ein jeder derselben die wichtigsten Abänderungen leiden kann, ohne daß auch die beiden andern dadurch verändert werden müßten. Der Staat bleibt derselbe, wenn auch seine Grenzen erweitert oder verengert werden; die Verfassung steht weder mit der Dynastie noch mit dem Umfange des Gebiets in einer wesentlichen Verknüpfung. Die Form des Unterwerfungsvertrags ist sehr mannichfaltig; am sorgfältigsten war auf sie Rücksicht genommen worden, als Bonaparte zum *lebenslänglichen Consul, und nachher, als er zum Kaiser* erwählt wurde; aber das Wesen, das eigentlich Bleibende desselben, liegt einerseits in der Uebernahme der Regierungspflichten, und andrerseits in der Anerkennung des Volks; welches Beides durch die Einrichtung ohne Fortführung regelmäßiger Regierungsanstalten und durch ruhigen Gehorsam der großen Masse des Volkes zu Stande gebracht wird. Das Dasein einer wahren Regierung, d. h. einer festen innern Ordnung und Leitung des Volkes, nach den Ideen der Gerechtigkeit und Sittlichkeit, ist auch sonst im praktischen Völkerrecht stets für die Bedingung gehalten worden, *ohne welche ein Staat nicht als* solcher von den übrigen anerkannt werden konnte, und es war dies nothwendig, um den rechtmäßigen Widerstand gegen die Usurpation von der Rebellion gegen legitime Herrschaft zu unterscheiden. In der neuern Zeit sind diese Begriffe durch die Unwissenschaftlichkeit Vieler, welche in den öffentlichen Angelegenheiten das Wort genommen haben, verdunkelt worden; es scheint aber doch, als wolle man den richtigen theoretischen Ansichten wieder einigen Einfluß einräumen. Das Resultat und das Ziel des Unterwerfungsvertrags ist Legitimität, oder ein solcher Zustand der Dinge, *worin nie eine* Abwesenheit (le roi ne meurt pas), und nie eine Ungewißheit der höchsten Gewalt eintreten kann, sondern immer ein unzweifelhafter Nachfolger in der Souverainetät vorhanden ist. Die Frage, woran sich erkennen lasse, daß ein gültiger Unterwer-

fungsvertrag zur Vollkommenheit gediehen sei, hat allerdings ihre Schwierigkeiten, und es läßt sich nicht leugnen, daß Umstände eintreten können, unter welchen es eine Zeitlang zweifelhaft sein kann, welcher von mehreren Competenten und Prätendenten das strenge Recht für sich habe. In Beziehung auf das Volk aber muß man stets anerkennen, daß es sich der factisch bestehenden Regierung zu unterwerfen berechtigt und sogar nach den Umständen verpflichtet sei. Schwieriger aber ist bei weitem die Frage, was dazu gehöre, den Unterwerfungsvertrag wieder aufzuheben, wobei nur das ganz klar ist, daß man nicht an ein beliebiges Zurücknehmen denken dürfe, wie wol zuweilen behauptet worden ist. Der Geh.-Rath Schmalz sagt in s. Staatsrechte: »Wie aber, wenn uns etwas durchaus Pflichtwidriges befohlen würde? dann gehorchen wir nicht, aber wir empören uns nicht«.

Unze (a. d. Lat. uncia), ein Gewicht von 2 Loth, ist in Deutschland in den Apotheken und beim Golde gewöhnlich. In den Apotheken und auf den Recepten der Aerzte wird es durch das Zeichen ℥ bezeichnet. Bei den Römern war die Uncia der 12. Theil eines Ganzen überhaupt und besonders des Pfundes. Diese Rechnungsart ist noch jetzt in Italien gewöhnlich; das ital. Pfund hat 12 Unzen oder 24 Loth. — **Unze** heißt auch ein zu dem Katzengeschlecht gehörendes Raubthier in Afrika, Ostindien und Persien, das mit dem Panther viel Aehnlichkeit, nur unregelmäßigere Flecken als dieser hat. Auch ist es sanfter als der Panther und Leopard, läßt sich leicht zahm machen und zur Jagd auf Gazellen abrichten. Der Jäger führt es hinter sich auf dem Pferde; wenn er das Wild eingeholt hat, läßt er die Unze darauf los, die es fängt und sich nachher willig wieder greifen und auf das Pferd nehmen läßt.

Unzer (Johann August), geb. zu Halle am 29. April 1727, studirte die Arzneikunde ebendaselbst, besonders unter Junker's und

Krüger's Anleitung, erhielt die medicinische Doctorwürde am 9. Sept. 1748 und schrieb dazu »De sternutatione« (Halle 1748, 4.). Gegen das Ende 1750 wendete er sich nach Hamburg, ließ sich aber bald darauf in Altona als praktischer Arzt nieder, ward Prof. in Rinteln und starb am 2. April 1799. Er hat sich am meisten durch seine medicinisch-diätetische Wochenschrift »Der Arzt« (Hamb. 1775 fg., 6 Bde.), die noch gegenwärtig großen Werth hat, vortheilhaft bekannt gemacht; das Wesentliche derselben ist zusammengestellt in Dr. J. A. Unzer's »Medicinischem Handbuch« (von neuem ausgearbeitet, Leipzig 1794). Von seinen übrigen zahlreichen Schriften führen wir die wichtigsten an. Zuerst erschien anonym, mit einer Vorrede von J. G. Krüger: »Neue Lehre von den Gemüthsbewegungen« (Halle 1746); pseudonym erschien: »S. C. J. S. Gedanken vom Schlafe und den Träumen, nebst einem Sendschreiben an N. N., daß man ohne Kopf empfinden könne« (Halle 1746), und es wurde diese Schrift fälschlich dem Prof. Supprian in Halle zugeschrieben. Unter seinem Namen erschien: »Abhandlung vom Seufzen« (Halle 1747); »Philosophische Betrachtungen des menschlichen Körpers überhaupt« (Halle 1750); »Grundriß eines Lehrgebäudes von der Sinnlichkeit der thierischen Körper« (Lüneburg und Rinteln 1768); »Medicinisches Handbuch« (Leipz. 1770; letzte Aufl. Leipz. 1794); »Erste Gründe einer Physiologie der eigentlich thierischen Natur thierischer Körper« (Leipz. 1771); »Ueber die Ansteckung, besonders der Pocken« (Leipz. 1778); »Einleitung zur allgemeinen Pathologie der ansteckenden Krankheiten« (Leipz. 1782). Außerdem lieferte er Aufsätze in das »Hamburgische Magazin« und seine »Sammlung kleiner Schriften« erschien in 3 Bdn. (Leipz. 1766—69). — Man darf diesen Unzer nicht verwechseln mit Johann Christoph Unzer, geb. 1747, gest. am 20. Aug. 1809, und ebenfalls Arzt zu Altona; dieser gab mit K. Fr. Uden

eine »Diätetik der Schwangern und Säugenden« (Braunschweig 1796) heraus.

Upsala, eine Stadt in der Provinz Upland in Schweden, in einer weiten fruchtbaren Ebene, in frühern Zeiten die ansehnlichste Stadt des Reichs, hat jetzt in 580 Häusern gegen 4000 Einw. Die Häuser sind größtentheils von Holz, mit Birkenrinde bedeckt, über welche Rasen gelegt wird. Die Domkirche ist ein großes Gebäude, und die ansehnlichste im ganzen Lande. Es sind in derselben die Grabmäler einiger schwedischer Könige und viele andre Monumente, unter denen auch des Ritters Linné Grabmal ist. In dieser Kirche werden die Könige von Schweden gekrönt. Der hiesige Erzbischof ist der einzige in Schweden, und das Oberhaupt der Geistlichkeit oder Primas des Reichs. Die Universität wurde 1477 von dem Reichsvorsteher Sten Sture gestiftet, kam aber in den nachmaligen unruhigen Zeiten in Verfall. König Gustav Adolf, der ihr eine neue Einrichtung gab, viele Freiheiten ertheilte, liegende Gründe schenkte und Stipendien stiftete, ist als ihr zweiter Stifter anzusehen. Er legte den Grund zu ihrer großen Bibliothek. Auch die Königin Christine vermehrte die Einkünfte der Universität. Unter den Lehrern, welche die Universität gehabt hat, sind Linné und Wallerius die berühmtesten. Sie ist noch jetzt von 12—1600 Studirenden besucht. In dem von Gustav Adolf (1622) errichteten akademischen Gebäude ist die ansehnliche Universitätsbibliothek, bei welcher sich gegen 1000 Handschriften befinden, und wo auch die vom König Gustav III. hinterlassenen und, seiner Verordnung gemäß, erst 50 Jahre nach seinem Tode öffentlich bekannt zu machenden Handschriften verwahrt werden. Die Universität besitzt auch eine Sammlung von 11,000 Stück Münzen, eine Sternwarte, einen gut eingerichteten, von Linné angelegten botanischen Garten, mit einem von Gustav III. zu Ehren Linné's angefan-

genen, 1805 aber erst vollendeten prachtvollen Gebäude, in welchem sich eine sehr reiche und große Naturaliensammlung befindet. König Friedrich stiftete 1728 die hiesige Gesellschaft der Wissenschaften (societas literaria et scientiarum).

Ural, d. i. Gürtel. Dieses Gebirge (die Montes hyperboraei oder riphaei der Alten), das an der Grenze von Asien und Europa in einer Strecke von 300 Meilen, vom Eismeere bis zum kaspischen Meere hinstreicht — Rußlands reichste Metallader —, heißt nördlich nach dem Eismeere das werchoturische oder jugorische Gebirge. Werchoturi heißt nämlich die Höhe an der Quelle der Tura (58° N. B.), wo der Flecken gl. N. mit 3000 Einw. und Eisenhütten, der Niederlagsort des sibirischen Handels, liegt. Südlich von dem großen Bergrücken des Ural ziehen sich die guberlinskischen Berge weit in die Kirgisensteppe hin. Sein höchster Gipfel, der padwinskische Fels, hat eine Höhe von 6397 Fuß über der Oberfläche des kaspischen Meeres. Mehrere Flüsse, auf der östl. und westl. Abdachung des Ural, befördern den innern Handelsverkehr des Gouvernem. Perm (5800 QM., 1,143,902 Einw.), dessen größte Merkwürdigkeit das metallreiche Uralgebirge ist. Der Krone gehören daselbst 9 Bergwerke und Hütten in Eisen. 51 Kupferbergwerke, eine Goldwäsche, ein Münzhof; von Privatbergwerken sind 81 in Gußeisen und 18 in Kupfer vorhanden. Die jährliche Ausbeute an Kupfer beträgt 200,000, an Eisen 5,500,000, an Gußeisen 8,500,000 Pud. Die Salzwerke der Regierung geben jährlich 1,300,000 Pud Salz; die Privatsalzwerke liefern 6,136,000 Pud. Die Zahl der Arbeiter in den Bergwerken beläuft sich auf mehr als 120,000. Von Zinn findet man gar keine, von Blei und Silber nur geringe Spuren auf dem Uralgebirge. Die aus den Bergwerken gewonnenen Producte kann man jährlich im Durchschnitt auf 45, und mit Einschluß des Waschgoldes

auf 50 Mill. Rubel schätzen. Außer dem Hauptmarkte, der jährlich für die Erzeugnisse des Bergbaues und der Fabriken (denn Perm hat auch wichtige Ledergerbereien, Seifensiedereien und andre Manufacturen) zu Irbit gehalten wird, ist der Hauptstapelplatz im Innern die Messe von Nischnei-Nowgorod; für den auswärtigen Verkehr sind es die Seehäfen von Archangel, Petersburg und Taganrog. Seit Kurzem hat die Benutzung der Goldadern des Urals einen überaus reichen Ertrag gegeben. Den uralischen Goldsand kannte man schon seit 1774. Er bedeckt eine Fläche von 36,000 □Wersten. Man findet ihn sowol in den Bergadern als in dem Ufersande. Diese Sandbänke sind wahrscheinlich Trümmer früherer Gebirge. Aus den Bergadern wird das Gold durch Stampfen in Kasten von Gußeisen gewonnen, aus denen man das zu Sand zerstampfte Mineral mittelst des Wassers auf die Waschbälge bringt, wo der Schlamm und die leichten Theile durch das Wasser weggespült werden, die schweren metallischen aber sich auf dem Waschbalge setzen, von dem sie als kleine Körner aufgelesen werden. Das Gold aus den Sandbänken wird durch Waschen mittelst siebartiger Gefäße gewonnen. Zu diesem Erwerbszweige braucht man 14,000 Arbeiter, darunter 4380 Bauern der Regierung. Die Besitzer der Privatgoldwäschen geben von ihrem Gewinne 10 Proc. ab. Bis 1817 betrug die Ausbeute des Goldes auf den uralischen Gebirgen nicht über 18 Pud im Durchschnitte, jetzt ist sie auf 200 Pud jährlich gestiegen. 1824 wurden aus 200 Pud Gold 3 Mill. Goldrubel geprägt, die in Papier 10 Mill. Rubel werth sind. Von diesem Ertrage gehörte etwas mehr als der vierte Theil der Regierung. Unter den Privatbesitzern haben im Ural die bedeutendsten Bergwerke der Geheimerath Demidoff, Herr von Jakowleff, die Gräfin Stroganoff und die Kaufleute Gubin. Nach dem Berichte des Senators Somoinoff und des Prof. Fuchs zu Kasan sind die Gold-

bergwerke auf der Ostseite des Ural viel ergiebiger als die auf der Westseite. Im April 1825 fand man in den Bergwerken von Slatousk, im Gouvernement Orenburg, mehrere Stücke gediegenen Goldes von außerordentlicher Größe; das größte wog über 16 Pfund, die mittlern wogen alle zwischen 9, 7 und 5 Pfund. Die ganze Masse hatte ein Gewicht von 1 Pud, 18 Pf., 39 Solotniks. Nach den dort angestellten Untersuchungen war man überzeugt, das Gold erzeuge sich nicht vulkanisch (durch Feuer), sondern neptunisch (durch Wasser). — Der Fluß Ural, ehemals Jaik, in ältern Zeiten Rhymnus, fällt nach einem Laufe von ungefähr 2000 Wersten oder 300 geogr. Meilen, während dessen er mehrere Flüsse aufgenommen hat, in verschiedenen Armen bei Gurjew in das kaspische Meer. Er ist zum Theil seicht, aber sehr fischreich, besonders wird in ihm der Stör, aus dessen Rogen der Kaviar bereitet wird, gefangen. In der Steppe auf dem rechten Ufer des Urals bis an das caspische Meer, die ungefähr 560 Werste lang und 60 Werste breit ist, wohnen die uralischen Kosacken; das linke Ufer des Urals bewohnen die Kirgisen. Die uralischen, sonst jaikischen Kosacken, die ein Zweig der donischen Kosacken, von diesen aber seit 1708 ganz abgesondert sind, hatten sich schon im Anfange des 15. Jahrh. hier niedergelassen, und blieben ihren Nationalsitten am längsten getreu. Unter ihnen erschien 1772 der bekannte Abenteurer Pugatscheff (s. d.), der sich für den Kaiser Peter III. ausgab, aber seine Rolle nur kurze Zeit spielte. Ungeachtet der Theilnahme, welche die uralischen Kosacken an Pugatscheff's Aufstand gehabt hatten, ward ihnen doch von der Kaiserin Katharina II. unterm 16. Jan. 1775 eine allgemeine Amnestie und der Genuß aller ihrer vorherigen Freiheiten bewilligt. Nur wurde der Name Jaik aufgehoben, und befohlen, daß der Fluß künftig Ural, und die jaikischen Kosacken die uralischen genannt werden sollten. Sie stellen 20,000 M. ins Feld.

Urania, nach späterer Vorstellung die Muse der Sternkunde. Sie wird gewöhnlich mit einer Sternenkrone auf dem Haupte, und in einem mit Sternen besäeten Gewande, in der Linken eine Himmelskugel oder einer Leiter haltend, vorgestellt. Einige geben ihr auch ein Sehrohr, einen Cirkel und eine Himmelskugel zum Kennzeichen. — **Urania** ist auch der Name der himmlischen Venus, oder der reinen geistigen Liebe, im Gegensatze der bloß sinnlichen. — Bei den alten griech. Dichtern heißt eine der Oceaniden oder Meernymphen auch **Urania**.

Uranus. Nach der Kosmotheogonie der Griechen ging aus dem Chaos (dem unendlichen, leeren Raum) die Gäa (Erde) hervor. Diese erzeugte aus sich selbst den Uranos (worunter die Alten die Lichtsphäre, das Himmelsgewölbe, verstanden) und mit demselben die Titanen, von denen der jüngste Kronos (die Zeit) hieß. Was nun entstand, um die Bildung der Natur zu vollenden, entstand durch die Umarmungen der Titanen und Titaniden, und die Zeugungen durch Uranos hatten aufgehört. Dies drückte die plastische Sprache des alten Gedichts so aus: die Zeit (Kronos) hat der Zeugungskraft des Uranos ein Ende gemacht, und ihn mit ihrer Sichel entmannt.

Urbanistinnen, s. Franciscaner.

Urbanität, städtische Sitte, im Gegensatz der bäurischen (Rusticität). Man versteht hierunter gewöhnlich feine Lebensart; eigentlich ist es das feine Benehmen in Gesellschaft Anderer, wodurch man Alles, was den gebildeten Geschmack, oder das Schönheitsgefühl verletzen würde, zu vermeiden sucht. Es ist mithin verschieden von der Höflichkeit und Artigkeit. — Der Urbane trägt zwar kein Bedenken, in der Unterhaltung mit Andern nicht ganz angenehme Gegenstände zu berühren, oder sein Urtheil unbefangen zu äußern, allein er wird dabei immer eine gewisse Achtung gegen Die, welche es gilt, so=

wie gegen die Anwesenden überhaupt, beobachten, und durch die Form seiner Aeußerung das Kränkende derselben zu entfernen oder doch zu mildern suchen. Der Höfliche dagegen vermeidet, der Sitte des Hofes gemäß, alles Dasjenige, was nicht angenehm ist und nicht schmeichelt. Das Wort kommt von urbs (die Stadt), und zwar verstand man ausschließlich Rom darunter, als das Wort selbst gebildet wurde; mithin heißt Urbanität wörtlich: das Benehmen, wie es zu Rom stattfand, insbesondere zur Zeit der Republik. Der Mangel eines einzig Gebietenden und eines Hofes um ihn, ließ Höflichkeit nicht aufkommen, sondern die große Freiheit jedes Bürgers war Ursache eines freien, offenen und furchtlosen Benehmens, wie es in monarchischen Staaten nicht stattfinden kann, und da dieses wiederum durch die sittliche und ästhetische Bildung, sowie durch die Achtung der gegenseitigen Rechte gemildert wurde, so bildete sich nach und nach das aus, was Urbanität genannt wird.

Urbarium, nach Adelung, ein ursprünglich deutsches Wort (Urbarbuch, d. i. Ertragbuch, von ur, er, und bären, tragen), dem der oft so seltsame Sprachgebrauch eine lat. Form gegeben hat. Man versteht darunter ein Buch, in welchem die urbaren, und daher zins- oder steuerpflichtigen Ländereien eines Bezirks oder einer Gemeinde verzeichnet und beschrieben sind. Die Benennung ist jedoch nicht allgemein, und man nennt solche Bücher auch Erdbücher, Grund-, Lager-, Zins- und Steuerbücher.

Urevangelium, eine nicht vorhandene, sondern nur als vorhanden gewesen vorausgesetzte erste, aramäisch geschriebene Nachricht von dem Leben und den Lehren Jesu, nach welcher Matthäus, Markus und Lukas ihre Evangelien abgefaßt haben sollen. Diese, von Clericus aufgebrachte, und von Eichhorn (»Einleit. in das N. T.«) scharfsinnig durchgeführte Annahme fand mehr Gegner als Verthei-

diger, da ihre historischen und kritischen Beweise nicht einmal so viel für sich haben, als die ebenfalls streitige Voraussetzung eines aramäischen Originals des griechischen Evangeliums Matthäi. Die einfache und ganz sachgemäße Meinung, welche Eckermann und Herder aufgestellt haben, daß ein nur in mündlichen Erzählungen fortgepflanztes, traditionelles Evangelium den Stoff zu den ersten 3 Evangelien geliefert habe, gewann die meisten Stimmen. Vergl. Gieseler's »Versuch über die Entstehung und die frühesten Schicksale der 3 ersten Evangelisten« (Leipz. 1818).

Urgebirge, s. Geognosie.

Uri, einer der Cantone Helvetiens, von den Cantonen Schwyz, Glarus, Graubündten, Tessin, Wallis, Bern und Unterwalden umgeben, der classische Boden Helvetiens, die Heimath Wilhelm Tell's u. das Land, wo noch Alles an die ersten Hochthaten der Eidgenossen erinnert. Er schloß 1308 mit Schwyz und Unterwalden den zehnjährigen Bund, der 1315 in den ewigen verwandelt wurde, und hat seitdem unter mancherlei Stürmen seine rein demokratische Verfassung zu behaupten gewußt. Sein Flächeninhalt an 24 □M., besteht nur aus Bergen und Thälern, ja man kann ihn ein langes Thal der Reuß mit einigen Nebenthälern nennen, welches am Vierwaldstädtersee beginnt und der Reuß nach, die alle Gewässer der Seitenthäler aufnimmt, aufwärts, bis an die Höhe des Gotthardüberganges, 11 Stunden lang, sich erstreckt, rings umgeben von hohen mit ewigem Schnee bedeckten Gebirgen, unter welchen gegen Abend der Titlis, gegen Morgen der Tödi, Krispalt, und gegen Mittag die Spitzen des 9944 Fuß hohen Gotthard sich befinden. Von den Seitenthälern ist das Schächenthal bei Altorf das größte. Der fruchtbarste Landstrich ist die Ebene von Altorf bis Amsteg, Reußthal genannt. Es wird nur wenig Getreide gebaut, aber gutes Obst gedeiht, u. die herrlichsten

Nußbäume umgeben die tiefer gelegenen Dörfer. Viehzucht ist der Haupterwerbszweig der Urner, indem ihre Alpen im Sommer bei 10,000 Stück Rindvieh ernähren. Der von ihnen bereitete Käse wird sehr geschätzt. Ueberdies gibt die stark besuchte Gotthardsstraße viel Verdienst. Diese Hauptstraße aus Helvetien nach Italien ward sonst jährl. von mehr als 15,000 Menschen benutzt, und beträgt von Altorf bis Airolo 14 Stunden. Von Amsteg bis Airolo ist sie größtentheils mit Granitplatten gepflastert. Jetzt zieht man häufig den Weg über den Simplon vor. Die Einw., etwa 14,000 an der Zahl, sind ein armes, gutmüthiges Hirtenvolk, von deutschem Stamme, das sich zur kathol. Religion bekennt. Die höchste Gewalt steht bei der Landesgemeinde, wozu jeder Bürger nach zurückgelegtem 20. J. Zutritt hat; die vollziehende Gewalt übt der Landrath aus. Städte sind nicht vorhanden; der Hauptflecken und Sitz der Regierung heißt Altorf, in dessen Nähe Bürgeln, Tell's Geburtsort liegt. Zur Bundesarmee stellt dieser Canton 602 M.; der Geldbeitrag ist auf 3012 Schweizerfranken angesetzt.

Urin, die Flüssigkeit, welche im thierischen Körper durch besondere Werkzeuge aus dem Blute abgesondert und aus dem Körper entfernt wird, welches Letztere bei verschiedenen Thierklassen (den vollkommnern und dem Menschen) durch eigens dazu bestimmte Theile geschieht. Es sammelt sich daher die in den Nieren bereitete Flüssigkeit in einem häutigen Sacke, die Urinblase genannt, und wird aus dieser durch die Harnröhre ausgeleert. Der Urin besteht, seinen Hauptbestandtheilen nach, aus einer großen Menge Wasser, in welchem der eigentliche Harnstoff, phosphorsaurer Kalk, phosphorsaures Natron, phosphorsaures Ammoniak und etwas Extractivstoff sich aufgelöst befinden. Da alle diese in dem Urin befindlichen Theile hauptsächlich den Stickstoff in verschiedenen Verhältnissen enthalten, so macht dies

die Meinung wahrscheinlich, daß die Absonderung des Urins die Bestimmung habe, den Körper von dem Ueberflusse dieses Stoffes zu befreien. Krankheiten verändern die Beschaffenheit des Urins auffallend, besonders die allgemeinen Krankheiten des Blutsystems, die Fieber, indem die Heilkraft der Natur auf diesem Wege die schadhaften Stoffe zugleich mit entfernt, die Gelbsucht, die eigenthümlichen Krankheiten der Urinwerkzeuge, der Nieren und der Blase, daher zuweilen der Abgang eines blutigen Urins, die Harnruhr (der Abgang einer unverhältnißmäßig großen Menge Urins) u. a. m.

Urkunde heißt ursprünglich jedes Bekenntniß oder Zeugniß zur Bekräftigung der Wahrheit einer Sache oder Handlung; daher kunden und urkunden, Zeugniß geben. Insbesondere jedes geschriebene Zeugniß; daher **Urkunden** von einer Sache, geschriebene Zeugnisse. In dieser letztern Bedeutung heißen alle Diplome Urkunden.

Urne, ein rundes Gefäß, welches bei den Alten theils zum Schmucke, theils zur Aufbewahrung der Asche der verbrannten Todten diente. Die letzte Art Urnen wurden in den Grüften oder Grabgewölben in Seitennischen beigesetzt, oder auch an Sarkophagen angebracht, und war von verschiedener Größe, bald von Thon, bald von Marmor, bald von Erz oder Holz, und mit geschnitzten oder geschlagenen Verzierungen oder Gemälden versehen. Dann gab es auch Thränenkrüge oder Urnen, kleine Gefäße von Thon oder Glas, worin man die für verstorbene Verwandte vergossenen Thränen sammelte u. aufbewahrte. Auf unsern Grabmälern werden die Urnen häufig als Dekoration angebracht. Endlich waren die Urnen auch Symbole eines Fluß- oder Quellgottes. Von den Urnen der Alten hat Montfaucon in einem eignen prächtigen Werke zahlreiche Abbildungen geliefert.

Urphede soll, nach Adelung, Urfehde geschrieben werden, und

aus den Worten Fehde, Krieg, thätliche Feindschaft, und ur, so viel als un, zusammengesetzt sein; Urfehde würde also so viel bedeuten, als Unterlassung aller Fehde. Es ist ein altes, jetzt nur noch in den Rechten übliches Wort, und bedeutet ein eidliches Versprechen, sich wegen einer erlittenen Beleidigung, besonders wegen ausgestandenen Verhaftes, nicht rächen zu wollen. Urphede ist also der Eid eines entlassenen und verwiesenen Verhafteten, das Land, aus welchem er verwiesen worden, nicht wieder zu betreten, noch weniger an demselben und dessen Bewohnern sich zu rächen. In diesem Sinne, sagt man, daß einer die Urphede geschworen habe. Die Gewohnheit scheint noch aus den Zeiten des Faustrechts und der damals so üblichen Selbstrache herzurühren.

Urproduction, in der Staatswirthschaft, ist derjenige Zweig der Werthschaffung, welcher dem Urstoffe Güter entlockt, und dieselben in ihrer ersten Gestalt dem Genusse darbietet, Urstoff aber ist die ganze Natur, welche Genußmittel zu liefern fähig ist, also 1) die Erdfläche, 2) das Wasser, 3) die freien Landthiere und 4) der Schoß der Erde. Mit der ersten beschäftigt sich die Landwirthschaft (Feldbau, Viehzucht, Gartenbau, Forstwissenschaft), mit dem zweiten die Fischerei, mit dem dritten die Jagd und mit dem vierten der Bergbau. Unter diesen verschiedenen Zweigen der Urproduction steht die Landwirthschaft obenan, denn hier verbindet sich die Kraft des Menschen unmittelbar mit dem Segen der Natur, sein Fleiß unmittelbar mit der Wirksamkeit der Elemente; daher wird auch häufig unter Urproduction im engern Sinne die Landwirthschaft allein verstanden, und es gebührt ihr schon darum der Vorzug vor allen übrigen, welche dem Gewerbfleiße erst den Stoff zur Bearbeitung liefert, und dem Handel die ergiebigste Quelle der Thätigkeit öffnet. Nur da, wo Urprodukte in gehöriger Menge hervorgebracht werden, können dauernde, gegen Unfälle ge=

sicherte, vom Auslande unabhängige Fabriken und Manufacturen entstehen und blühen, und diese sind es wieder, welche die Urproduction durch einen erhöheten Absatz beleben, während sie die Nationalglieder, deren der Ackerbau zu entbehren vermag, nützlich beschäftigen. Die Urproduction ist daher die Grundlage, welche dem Kunstfleiße, wo nicht nothwendig unterliegt, und nicht überall unterliegen kann, doch am sichersten zur Stütze dient, und eben darum ganz vorzüglich vom Staate befördert zu werden verdient. — In der Staatswirthschaft werden die Mittel gelehrt, welche von Seiten der Verwaltungsbehörden anzuwenden sind, um den Urstoff zum höchstmöglichen Ertrage zu bringen, und alle dazu erforderliche werthschaffende Kraft in Bewegung und Thätigkeit zu setzen. Mit den Fortschritten jener Wissenschaft und ihrer größern Verbreitung unter allen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft, namentlich unter den öffentlichen Beamten, welche das Staatsruder lenken, steht daher die Vervollkommnung u. Erweiterung dieses Hauptzweiges der Werthschaffung in genauester und unmittelbarster Verbindung.

Ursprache. Wenn man die Sprache überhaupt als eine menschliche Erfindung, d. h. als ein allmälig, nach Maßgabe des Bedürfnisses entstandenes Erzeugniß des menschlichen Geistes und der menschlichen Sprachwerkzeuge betrachtet, so kann die erste Sprache nur aus wenigen, sehr einfachen u. sehr unvollkommen gebildeten Tönen bestanden haben. Will man nun dies die Ursprache des menschlichen Geschlechts nennen, so versteht es sich von selbst, daß keine von den uns bekannten todten oder lebenden Sprachen jene ursprüngliche Sprache sein könne. Denn alle diese Sprachen sind schon viel zu reich und gebildet, so unvollkommen sie auch übrigens sein mögen. Wie die Menschen mehr und besser sprechen lernten, so verlor sich auch jene erste rohe Sprache, die wir jetzt, wenn wir sie irgend vernähmen

kaum für eine Sprache erkennen würden. Wenn man aber die Sprache für ein unmittelbar göttliches Geschenk, d. h. für einen, den ersten Menschen gleich angeschaffenen oder von Gott als Lehrmeister mitgetheilten Inbegriff von Worten und Wortformen hält, so hätten freilich die ersten Menschen bereits eine fertige, wenn auch noch nicht sehr reiche und gebildete Sprache geredet. Da aber die Annahme einer solchen Ursprache auf ganz willkürlichen, sowohl unphilosophischen als unhistorischen Voraussetzungen beruht, so ist es auch ganz thöricht, zu fragen, welches diese Ursprache gewesen. Aeltere Theologen hielten die hebräische dafür, weil das alte Testament Gott in dieser Sprache reden läßt. Wie ungereimt diese Folgerung ist, bedarf keines Beweises. — Ursprache nennt man auch eine aus eignem Stamme entsprungene Sprache, als Gegensatz der Mischsprachen und Tochtersprachen. Eine solche Ursprache ist die deutsche.

Urstoffe, s. Elemente.

Ursulinerinnen sind Nonnen der heil. Ursula, die von der heil. Angela zu Brescia 1537 zuerst ohne Klosterleben als eine Schwesterschaft zur Uebung der christl. Liebe gestiftet wurden, und später, nach Helyot, zu 20 Congregationen anwuchsen, wovon die meisten seit 1612 feierliche Gelübde thun und in Klöstern zusammenleben, einige in Italien jedoch bei der ersten Stiftung mit dem einfachen Gelübde der Keuschheit blieben. Die Kleidung ist schwarz mit ledernem Gürtel, an dem ein Strick zum Geißeln herabhängt. Dieser Orden folgt der Regel des heil. Augustinus, steht unter den Bischöfen und beschäftigt sich lediglich mit der Pflege der Kranken und Armen und dem Unterrichte junger Mädchen, wozu er durch besondere Gelübde verpflichtet ist. Er zählte im 18. Jahrh. über 350 Klöster, und die Regierungen haben ihn wegen seiner Gemeinnützigkeit bis jetzt bestehen lassen.

Urtheil, im allgemeinen Sinne, ist die auf Wahrnehmung und Nachdenken gegründete Erkenntniß von der Beschaffenheit einer Sache; wie auch die auf solcher Erkenntniß beruhende Aussage über dieselbe; daher wahres und falsches, je nachdem die Umstände richtig erkannt, verbunden und daraus gefolgert worden. In der Logik die in dem Gesetz des Verstandes gegründete Bestimmung des Verhältnisses unserer Vorstellungen, mithin Verbindung oder Trennung von Begriffen. Diese Begriffe heißen in Hinsicht ihres Verhältnisses im Urtheile Subjectbegriff (Grundbegriff) und Prädicat (Bildungsbegriff) und die Copula (das Band) bezeichnet die Form ihres Verhältnisses. Die besondern Formen, welche der Verstand den Urtheilen gibt, sind nach der Kategorie der Relation die kategorische, hypothetische und die divisive (disjunctive, welche mehrere Prädicate als Theile des als Ganzen gedachten Subjects aufführen; daher Disjunction, die Absonderung, Trennung). Analytische (zergliedernde) Urtheile sind denn insbesondere solche, in welchen, was in dem einen Begriffe (Subjectivbegriffe) liegt, nur ausgesprochen wird; synthetische solche, in welchen man einen Begriff mit einem andern, der nicht als in ihm enthalten durch bloßes Nachdenken erkannt wird, verbindet. — In juristischer Bedeutung heißt Urtheil der entscheidende Ausspruch eines Richters über eine streitige Sache; daher ein Urtheilsspruch, ein Urtheil fällen. Ein motivirtes Urtheil ist dann ein solches, wobei die Gründe (Motive), wonach oder woraus gefolgert worden ist, angeführt sind. — Geschmacksurtheil, der Ausspruch des ästhetischen Vermögens (des Geschmackes) über einen ästhetischen Gegenstand. Da dieses Urtheil mehr auf dem Gefühle beruht, so erklärt sich dadurch die Verschiedenheit der Geschmacksurtheile.

Urtheilskraft (judicium) nennen wir den Verstand oder das Denkvermögen, insofern es das Verhältniß der Dinge durch An-

wendung des Allgemeinen auf das Besondere, und Unterordnung des Besondern unter das Allgemeine zu bestimmen hat. Das Gesetz z. B. ist das Allgemeine, der dem Richter vorgelegte Fall das Besondere, von dem er entscheiden muß, ob er unter diesem Allgemeinen begriffen sei oder nicht. Diese Entscheidung geschieht durch das Urtheil. Der Verstand ist zwar einer Belehrung durch Regeln fähig, Urtheilskraft aber, d. i. das Vermögen, das Besondere, insofern es ein Fall der Regel ist, aufzufinden, und auf dieselbe richtig zu beziehen, kann nur durch eigne Uebung vervollkommnet werden. Daher auch die Urtheilskraft Grundlage des sogen. Mutterwitzes und derjenige Verstand ist, der nicht vor den Jahren kommt. Ein großer Mangel der Urtheilskraft ist eigentlich Das, was man Dummheit nennt, und einem solchen Gebrechen ist gar nicht abzuhelfen. Wer Urtheilskraft in Geschäften zeigt, ist gescheit. Kant hat eine eigne »Kritik der Urtheilskraft« (2. Aufl., Berl. 1793) geschrieben. In dieser untersucht er, ob das Vermögen der Urtheilskraft, das in der Ordnung unserer intellectuellen Erkenntnißvermögen zwischen dem Verstande und der Vernunft ein Mittelglied, oder den Verband zwischen beiden ausmache, nicht auch für sich, wie nach der Analogie schon zu vermuthen ist, wenigstens subjective Principien a priori habe, die nämlich aus diesem Vermögen entspringen und in ihm ihren Boden haben. Er untersucht ferner, ob diese Principien a priori constitutiv oder bloß regulativ sind, und ob die Urtheilskraft nicht etwa mit einer andern Ordnung unserer Vorstellungskräfte in Verbindung zu bringen sei, nämlich dem Gefühle der Lust und Unlust die Regel a priori gebe. Die »Kritik der Urtheilskraft« stellt nun diese Pricipien a priori auf, welche aus der Urtheilskraft entspringen, und welche dem Gefühle der Lust und Unlust die Regel geben sollen.

Urwelt und Vorwelt. Blumenbach und Link verstehen

unter der Urwelt diejenige frühere organische Schöpfung, welche mit ihren, der jetzigen Schöpfung fremden Gestalten untergegangen ist. Link nimmt die Kreidebildung als den festen Punkt an, wo diese beiden organischen Welten sich trennen. Die letzten organischen Körper der frühern Welt gingen bei der Kreide- und andern gleichzeitigen Lagerungen zu Grunde; die jüngere Welt hebt von dem Zeitpunkte an, wo nach der Kreidebildung wieder Ruhe eintrat, und die demnach eine durchaus neue Schöpfung ist. Unter Vorwelt versteht Link die Zeit des Ueberganges aus dem mit der Kreidebildung geschlossenen Zeitraume in die noch fortdauernde Schöpfung. Die erste Periode dieses Ueberganges in die neuere organische Welt fing nach der Kreidebildung an und dauerte bis zu der weit verbreiteten Bedeckung mit Flötzkalk: hier begann die zweite Periode jenes Ueberganges, welche bis zu der Entstehung des aufgeschwemmten Landes dauerte, nach welcher die jetzige Gestaltung anfing. Diese Hypothese der Geologen unterliegt einer noch lange nicht geschlossenen Untersuchung des Innern unsers Erdbodens. Der Geologe Will. Buckland, Prof. zu Oxford (s. dessen »Reliquiae diluvianae,« Lond. 1823, 4., m. Kpfrn., 2. Aufl.), hat auf seinen geognostischen Reisen durch fast ganz Europa sich überzeugt, daß eine plötzliche Ueberschwemmung Alles bedeckt und die letzte Bildung der Erdoberfläche bewirkt habe. Die Hyänen der Vorwelt waren, nach den in der Höhle von Kerkdale in Yorkshire gefundenen Knochen, um ein Drittel länger als die größte jetzt lebende Art. Die bekannten Knochenbreccien bei Gibraltar, Nizza, in Dalmatien u. a. a. O. sind Beweise von einer hier begrabenen Thierwelt, deren Untergang mit den Ausfüllungen der Höhlen in Deutschland, England ꝛc. in Eine Periode fällt. Die hier u. dort gefundenen Menschenknochen sind nach Buckland postdiluvianischen Ursprungs. Er verneint die Frage: ob es vor der allgemeinen Flut ein Menschengeschlecht gegeben

habe. Nur in dem Diluvium, das aus Lehm, Sand, Grand rc. besteht, finden sich die Knochen der untergegangenen Arten von großen Landthieren, sowie eine Menge Geschiebe und Blöcke, die von sehr entfernten Gegenden herstammen. Im nördlichen Deutschland, Rußland und England weist Alles auf eine von Norden kommende Wasserflut. Diese muß einen sehr hohen, Alles bedeckenden Wasserstand gehabt haben, da man Diluvial-Ablagerungen und Geschiebe auf hohen Gebirgsmassen findet, wie auf dem Jura, den Alpen, Karpathen rc.; da man ferner in Amerika Knochen des Mastodon bei 7800′ Höhe angetroffen hat, u. mitten in Asien auf dem Himalaya, selbst bei 16,000′ Höhe über die Schneelinie, Knochen von Elefanten und a. Thieren, die daher offenbar antediluvianisch sein müssen. — Cuvier, nach dessen Meinung in allen ältern Gebirgslagern keine Anthropolithen vorkommen, hat die von ihm erforschten eigenthümlichen Kennzeichen der verschiedenen Thiere, deren Geschlechter in den Erdrevolutionen untergegangen sind, in s. »Recherches sur les ossemens fossiles« (Bd. 5, Th. 2) angegeben. Dieser Band umfaßt die Amphibien, jedoch mit Ausschluß der Schlangen, von denen die fossilen Reste sehr selten sind. Die fossilen Amphibien, und namentlich die Reste der Krokodile, finden sich in relativ ältern Ablagerungen, als die der Säugethiere. Cuvier hat im Ganzen über 160 fossile Thiere beschrieben, darunter 7 Elefanten, 4 Hippopotamen, 4 Nashörner, 9 Paläotherien, 1 Pferde-, 1 Schweine-, 13 Hirscharten, 30 Ochsenarten, 20 fleischfressende Thiere, 15 Krokodile, 21 Schildkröten, 10 Eidechsen, einen Salamander u s. w. Die vor 100 Jahren in den Brüchen von Oehringen gefundenen fossilen Knochen, welche Scheuchzer zuerst als »Homo diluvii testis« (Zürich 1726) beschrieb, und die schon Gesner nicht für einen Anthropoliten gelten ließ, sind nach Cuvier ein Riesen-Salamander. — Von der hier besonders wichtigen Einleitung zu Cuvier's

Werke, von s. »Discours sur les révolutions de la surface du globe et sur les changemens qu'elles ont produits dans le règne animal« (der 2. Bnd. zu »Cuvier's Ansichten von der Vorwelt,« herausgeg. von Dr. J. Nöggerath) erschien zu Paris 1828 die 5. Aufl. Ferner vergleiche man über die Urwelt Link's Schrift: »Die Urwelt u. das Alterthum« (Berl. 1821); Schubert's Schrift: »Die Urwelt und die Fixsterne« (Dresden 1822), und Krüger's »Geschichte der Urwelt« (Quedlinburg 1822), sowie Ballenstedt's Schriften über diesen Gegenstand. — Die Geschichte der mehr oder minder unversehrten Ueberreste von vegetabilischen und thierischen Gebilden, die man in den Gebirgen findet, bildet einen Zweig der Naturkunde, welcher gewissermaßen den Grund zur Geologie gelegt hat, da die Beobachtung des Vorkommens dieser Ueberreste zu vielen Aufschlüssen über die verschiedenen Veränderungen, die mit der Erde vorgegangen sind, über das Alter der Gebirgsarten überhaupt und besonders über die Entstehung mancher Arten von Flötzgebirgen führen konnte. Es mußte früh Erstaunen erregen, zahllose organische Gebilde (z. B. Ammoniten und Ostraciten auf den savoyischen Alpen und Pyrenäen) zu finden, welche einst den jetzt bis zu mehr als 12,000 Fuß über der See erhabenen Meeresboden bewohnt haben mußten. In den frühern Zeiten der rohern Naturkunde hielt man die Knochen von Elefanten und a. großen Landthieren, die man schon im aufgeschwemmten Lande oft in geringer Tiefe fand, für die Ueberreste eines Riesenstammes der Vorwelt, während man bei der Dichtkunst und Geschichte Hülfe suchte, um aufzuklären, was bei dem damaligen Zustande der Wissenschaft unerklärlich war. Sämmtliche fossile organische Ueberreste lassen sich in Beziehung auf die organische Schöpfung unserer Zeit, in 3 Abtheilungen bringen, es sind entweder Versteinerungen, welchen Geschöpfe der jetzigen organischen Welt völlig gleichen, die da=

her mit Zuverlässigkeit sich bestimmen lassen; oder zweifelhafte Versteinerungen, die andern noch lebenden Geschöpfen bloß ähnlich sind, aber sich von denselben sowohl durch ihre Größe und durch mancherlei Abweichungen in der Bildung einzelner Theile, als auch durch den Umstand unterscheiden, daß die damit mehr oder weniger übereinstimmenden noch vorhandenen Urbilder bloß in den Tropenländern wohnen; oder endlich Versteinerungen von völlig unbekannten, vorweltlichen Geschöpfen. Ueberhaupt sind von den meisten in den Gebirgen vorkommenden Versteinerungen die Urbilder aus der jetzigen Natur verschwunden. Mehr als 70 Arten der fossilen Thiere sind dem Naturforscher bis jetzt unbekannt, und nur 11 bis 12 sind bekannten Arten so ähnlich, daß kein Zweifel stattfinden kann. Andere sind zwar bekannten Arten sehr ähnlich, doch ist die Einerleiheit noch nicht durchgängig erwiesen. Pflanzenüberreste sind selten so unversehrt, daß sie nach ihrem eigenthümlichen Charakter zu erkennen wären, was bei manchen Theilen der Gewächse, z. B. bei fossilen Hölzern, schwerlich möglich ist. Pflanzen sind bald ganz in Stein eingeschlossen, bald nur in Abdrücken, aber meist aus einer sehr neuen Zeit, vorzüglich in Schieferthon vorhanden, z. B. die merkwürdigen räthselhaften Abdrücke ästiger, oft sehr großer vegetabilischer Gebilde in Steinkohlengruben. Am häufigsten und am besten erhalten sich die Abdrücke von Farrenkräutern; aber in Frankreich, England, selbst Norddeutschland sind es meist solche, die südländischen Arten gleichen. Die meisten dieser Arten sind jetzt gar nicht mehr vorhanden. Versteinerte Wurzeln findet man meist hohl, zuweilen von Eisenvitriol durchzogen und ganz versteinert, z. B. in Thoneisenstein verwandelt. Baumstämme und Hölzer findet man häufig in den dürresten Gegenden von Afrika und Asien versteinert. Indianische Rohrstämme hat man in Schlesien, ganze Bäume mit Wurzeln und Aesten zum Theil aufrecht stehend,

mitunter in solcher Menge, als seien ganze Waldungen verschüttet worden, versteinert im südlichen Theile des Herzogthums Westfalen, die Rinde allein in Achat verwandelt, in Franken gefunden. Zu den bis jetzt ganz unbekannten Arten gehört das merkwürdige sogenannte Staarholz, das bei Hilbersdorf unweit Chemnitz gefunden wurde, und sich durch sein gleichförmiges, dichtes Gefüge, ohne Spur von Jahrringen (gerade wie bei den Palmen), auszeichnet und mit parallel laufenden Röhren durchzogen gewesen zu sein scheint. Unter den zweifelhaften Arten ist besonders das bituminöse Holz (das isländische Surtar-Brandr) in mächtigen Flötzen der nördlichen Gegenden merkwürdig.

Usbecken, ein türkischer, jetzt in der Tatarei herrschender Volksstamm, der, seit 3 Jahrhunderten das Schrecken und die Geißel eines großen Theils von Mittelasien, das heutige Buchara (oder Usbekistan) und Turkomanien bewohnt. Us heißt auf türkisch »selbst,« und Beck bedeutet »Herr,« daher Usbeck so viel als eigner Herr. Schai Beck oder Schaibani Khan ward 1498 der erste Stifter der Usbeckenmacht am Oxus (Gihon oder Amu). Er entriß den Timuriden den letzten Schatten der Herrschaft, der ihnen bis dahin noch übrig geblieben war. Unter fortdauernden Kriegen mit den Persern, Bucharen (Sarten), Truchmenen (Turkmenen) und den alten Chorasmiern, nach verwüstenden Bürgerkriegen und blutigem Herrscherwechsel, errang endlich 1802 Mahmed Rahim Khan die unumschränkte Herrschaft über Khiwa und die benachbarten Länder. Er endigte die bisherige Anarchie, ordnete das neue Reich, setzte einen Staatsrath ein, ließ Gold- und Silbermünzen prägen rc. Mit allen andern Eigenschaften des Despoten verbindet dieser Fürst schlaue List und ungewöhnlichen Verstand. Die Usbecken übertreffen an Ehrlichkeit alle übrige Völker des Khanats. Gerechtigkeit ist einer ihrer Hauptzüge. Sie hassen die Lüge und jede Kriecherei, und verachten die Sucht nach Gold. Nur Krieg

und Räuberei treiben ſie als ein ehrenvolles Gewerbe. Noch immer führen ſie bald mit den Perſern, bald mit den Truchmenen einen wahren Vertilgungskrieg, fallen unaufhörlich in die umliegenden Provinzen ein und ſchleppen die zum Dienſt brauchbaren Menſchen als Sklaven mit ſich fort. Unter ihnen ſollen jetzt an 3000 Ruſſen und an 30,000 Perſer als Sklaven ſich befinden. Die Usbecken leben gegenwärtig größtentheils in Städten, bekleiden die höchſten Stellen im Staate und ſind Beſitzer der vielen kleinen Schlöſſer und Burgen, die man zerſtreut im Khanate findet, und die ſie an Truchmenen und Sarten, die kein eignes Land beſitzen, verpachten. Sie theilen ſich in 4 Hauptſtämme; die Anzahl ihrer Krieger mag ſich etwa auf 30,000 belaufen. Der Khan hat überhaupt gegen 3 Mill. Unterthanen. Größer noch als Khiwa, die Reſidenz des Mahmed Rahim, iſt Neuurgenz, eine uralte, zur Zeit der Araber blühende, jetzt entvölkerte Stadt. Man cultivirte hier Wiſſenſchaften und Künſte, Muſik und Poeſie. Sie war bis ins 14. Jahrh. der Sammelplatz aller Caravanen am Gihon.

Uſo (ital.), eigentlich Gebrauch, Gewohnheit, bedeutet bei Wechſelgeſchäften die Nachſichtszeit, welche Demjenigen, auf den ein Wechſel, welcher nicht auf eine beſtimmte Friſt (z. B. 2 Monat nach dato oder 14 Tage nach Sicht) ausgeſtellt iſt, gezogen worden, zur Zahlung deſſelben, nach Sicht (oder Anſicht des Wechſels) geſtattet zu werden pflegt. Dieſe Nachſichtsfriſt wird bald von der Ausſtellung an gerechnet, wie in England und Frankreich, bald von der Präſentation und Acceptation an, wie in den meiſten deutſchen Ländern. Hier muß der Uſowechſel 14 Tage nach Sicht bezahlt werden. Auch gibt es halbe (7), doppelte (28), anderthalb Uſo (21 Tage). Wo der Uſo von der Ausſtellung an gerechnet wird, muß er ſich natürlich nach der Entfernung richten; ſo iſt er in London für Wechſel aus Italien

3 Monate, aus Spanien und Portugal 2 Monate, aus Deutschland 1 Monat. Verschieden vom Uso sind noch die Respecttage, die nach dem Verfall noch dem Acceptanten vergönnt werden, ehe protestirt wird.

Usteri (Paul), Staatsrath des Cantons Zürich, ein in der neuern Geschichte der Schweiz ausgezeichneter Staatsmann und in der deutschen Literatur rühmlich genannter Schriftsteller ward 1768 zu Zürich geboren.

Usus fructus, s. Nießbrauch.

Usurpator (von dem lat. usurpare) wird Derjenige genannt, der auf widerrechtliche Weise die Staatsgewalt, einen Thron oder sonst fremdes Eigenthum an sich reißt, mehr unter dem Scheine irgend eines Rechtsgrundes als aus offener Raubsucht. Der Lauf der Zeit gestaltet die erste Usurpation zu einem rechtlichen Verhältnisse, denn alle Machthaber haben entweder durch Entfernung ihrer Vorfahren oder durch allmälige Zueignung der Staatsgewalt ihre Throne erbaut. Die neueste Zeit hat dagegen nach der Rückkehr der Bourbonen auf den franz. Thron den Grundsatz der Legitimität der Usurpation scharf entgegengesetzt, und die Ausbildung desselben ist der eigentliche Gegenstand und Inhalt der jetzigen Staatsgeschichte.

Ut, re, mi, fa, sol, la. So hießen die bekannten 6 Musiksylben, deren sich Guido von Arezzo beim Gesanglehren bediente. Diese Sylben sind die Anfangssylben jeder Zeile von einem in der röm. Kirche üblichen Gesange, worin der heil. Johannes wider die Heiserkeit angerufen wird, nämlich: »*Ut* queant laxit *Re*sonare fibris *Mi*ra gestorum *Fa*muli tuorum, *Sol*ve polluti *La*bii reatum, S. Johannes! — **Utremifasollarier** nennt man daher diejenigen, die sich dieser 6 aretin. Sylben bedienen.

Uterini, Schoßgeschwister, Kinder einer u. derselben Mutter.

Utica, eine berühmte uralte phönicische Pflanzstadt an der

Küste von Nordafrika, unabhängig von Carthago, doch mit ihm verbunden. Sie ist merkwürdig durch den Selbstmord des jüngern Cato, der nach ihr benannt wird.

Utopien (a. d. Griech.), Nirgendwo, ein Land, das nicht wirklich da ist. Der berühmte Thomas Morus schrieb im 16. Jahrh. einen politischen Roman: »Utopia,« in welchem er das Musterbild eines vollkommenen Freistaates aufstellte, wie er aber freilich nirgends anzutreffen ist. Nach dieser Idee verfertigte gegen das Ende des 17. Jahrhunderts der österreich. General Schrebelin eine moralisch-satyrische Landkarte u. d. N.: »Tabula Utopiae, oder Schlaraffenland.«

Utraquisten, s. Calixtiner.

Utrecht, unstreitig die älteste batavische Stadt (Trajectum inferius), liegt in einer angenehmen Gegend am alten Rhein, ist groß, aber alterthümlich gebaut, und hat in 8000 H. 35,000 Einw. Sie hat schöne Gebäude, viele Kirchen und Bethäuser verschiedener Religionsverwandten, und angenehme Spaziergänge, unter welchen die an der Ostseite der Stadt angelegte, aus 8 Alleen von Lindenbäumen bestehende, über 2000 Schritt lange Maillebahn die vorzüglichste ist. Es gibt hier Seiden-, Spiegel- und Gewehrfabriken. Die Universität wurde 1634 von den Ständen der vereinigten Niederlande gestiftet und 1666 eingeweiht. Es gehören zu derselben ein anatomisches Theater, ein botanischer Garten, ein physikalisches Cabinet, eine Sternwarte und ein Museum der Künste. Zu Utrecht wurde am 23. Jan. 1579 die sogen. Union der 7 vereinigten Provinzen, welche als das erste und vornehmste Grundgesetz derselben angesehen wurde, geschlossen. Auch wurden die Versammlungen der Generalstaaten anfangs hier gehalten, bis sie 1593 nach dem Haag verlegt wurden, wo sie nachher bis zu den neuern Zeiten blieben. — **Utrechter Friede**,

geschlossen 1713, macht Epoche in der Geschichte des europ. Gleichgewichtssystems, weil er die britische Macht in der Reihe der Hauptstaaten voranstellte und dadurch Frankreichs Politik zuerst in feste Schranken zurückwies.

Utzschneider (Joseph v.), kön. bair. Geh.-Rath, geb. 1763 zu Rieden am Staffelsen, im königl. baierischen Landgerichte Weilheim. Der Kurfürst ernannte ihn zum Geschäftsträger und ersten bairischen Salinenadministrator im Fürstenthume Berchtoldsgaden, wo er bis 1798 für das bairische Salineninteresse thätig war. Karl Theodors Nachfolger, Max. Joseph, ernannte 1799 den Hrn. v. U. bei der neuerrichteten General-Landesdirection zu einem der 7 Directoren, von wo aber bald als Geh.-Referendair für landständische Angelegenheiten in das geh. Finanzdepart. versetzt wurde. Hier war die erste Aufgabe für ihn, den damaligen Stand der bairischen Finanzen dem Ministerium vorzulegen. Bei der großen Geldverlegenheit wurden ausländische Anleihen angeboten, wenn man in Baiern ausländischen Bankpapieren freien Cours gestatten würde. U. widersetzte sich diesem Anerbieten und schlug vor, in Baiern selbst eine Bank zu errichten. Auch unterhandelte er den neuburger Deputationsabschied vom 5. Oct. 1799 mit den Landständen des Herzogth. Neuburg, worin staatswirthschaftliche Grundsätze aufgestellt wurden, welche für die ganze Regierungsperiode Max. Josephs zwar wohlthätige Folgen hatten, allein nicht von allen Ständen gleich gut aufgenommen wurden. U. enthüllte s. Reformationsplan darin zu deutlich und zog die Aufmerksamkeit einiger mit ihm unzufriedenen Stände noch mehr auf sich, als er den Entwurf einer neuen Erklärung der Landesfreiheit in Baiern (Häberlin's »Staatsarchiv,« 1801, im 22. H.) sämmtl. bairischen Ministern vorlegte. Er wurde bald darauf quiescirt und von allen Staatsgeschäften entfernt. Um nicht müßig zu sein, errichtete

er eine Ledermanufactur in München die er mit Eifer betrieb; dann gründete er mit Georg v. Reichenbach und mit Jos. Liebherr das mechanische Institut und kaufte die Klosterrealitäten zu Benedictbeurn, weil er für das mechanische Institut Crown- und Flintglas nöthig hatte. Die schönen Klostergebäude hielt er nicht allein in gutem Stande, sondern erweiterte sie noch, und begann die Cultur der dortigen öden Gründe nach einem wohl überdachten Plane. In Benedictbeurn wurde von ihm und Jos. Fraunhofer das so berühmt gewordene optische Institut gegründet. Im Kriegsjahre 1809 waren die bairischen Salinen in Gefahr, an ihrer jährl. Rente durch die k. k. österreich. Salinen, welche in franz. Kriegsgewalt kamen, bedeutend zu verlieren. Hr. v. U. schloß daher in Wien den 17. Mai 1809 mit dem franz. Generalintendanten der Armee einen Vertrag, nach welchem neben der Saline Berchtoldsgaden auch die k. k. Saline von Hallein mit allen Vorräthen in bairische Administration überging, wodurch alle, selbst die österreich. Interessen, mehr geschont wurden und für Baiern ein bedeutender Vortheil sich ergab, welchen außerdem die franz. Armee an sich gezogen hätte.

Uz (Johann Peter), preuß. Justizrath und Landgerichtsdirector zu Anspach, geb. 1720. Früh schon gewann seine Neigung für die Dichtkunst die Oberhand. Innig befreundet mit Gleim und Götz auf der Universität zu Halle, dichtete er schon hier seine Ode: »der Frühling.« Zurückgekehrt 1743 ward er Secretair, und 1752 als Commissions-Secretair nach Römhild beauftragt, wurde er hier durch die herrlichen Gegenden zum trefflichsten Oden- und Liederdichter begeistert. Obgleich ihm »der Sieg des Liebesgottes« viele Händel und arge Mißdeutungen zuzog, so söhnte man sich doch in der Folge um so mehr mit ihm aus, als sein Lehrgedicht: »die Kunst, stets fröhlich zu sein« 1760 in gereimten Alexandrinern erschien. Sein drittes

und viertes Buch der »Oden und Lieder« erwarben ihm vollends den Ruf eines der ersten Dichter unserer Nation. Seit seiner Anstellung als Landgerichtsassessor (1763) entzog er sich den Musen und starb im 76. Jahre 1796. Ein Reichthum trefflicher Lehren, lyrischer Gang, erhabene Weisheit sind die Hauptzüge in seinen trefflichen Oden und Liedern. Die Oden: »wahre Größe,« »die Glückseligkeit,« »die Grotte der Nacht,« »an die Deutschen,« sowie seine Lehrode: »die Theodicee,« bleiben immerwährende Zierden deutscher Dichtkunst und deutscher Sprache. Ihm ist auch auf Veranstaltung der Gesellschaft für vaterländ. Kunst und Gewerbfleiß in Ansbach ein Denkmal unter der Aufschrift: »Dem Weisen, dem Dichter, dem Menschenfreunde« errichtet worden, wozu am 12. Mai (dem Geburtstage des Dichters) 1825 feierlich der Grundstein gelegt wurde.

V, der 22. Buchstabe des deutschen Abc, welcher mit dem F gleich lautet, ausgenommen in der Mitte der Wörter, wo er wie ein W ausgesprochen wird.

Vacciniren, von Vaccine (vom lat. vacca, die Kuh), die Kuhpocke, die Kuhpocken einimpfen, der bei den Franzosen gewöhnliche Ausdruck, von den Deutschen jetzt seltener gebraucht.

Vacuna, in Rom die Göttin der Muße, der Erholung. Sie soll schon von den Sabinern verehrt worden sein. Die Landleute opferten ihr, wenn alle Feldarbeit gethan war.

Vacuum, s. Leere.

Vademecum (ein zusammengesetztes lat. Wort: Gehe mit mir!) ist der Titel von Sammlungen lustiger Einfälle und Schwänke, die zur Unterhaltung dienen sollen, ein Taschenbuch, das man mit sich nimmt, um sich zu unterhalten. Dieser Titel wurde zuerst einem

ascetischen Buche gegeben: »Vademecum piorum Christianorum« (Köln 1709). 1764 erschien zu Altona das »Vademecum für lustige Leute,« und nun folgten ähnliche Sammlungen von guten, witzigen Einfällen und Anekdoten. Da die in dergl. Sammlungen enthaltenen Geschichten zum Theil ohne Witz und schon oft wiederholt worden sind, so bezeichnet man mit der Benennung Vademecums-Geschichte eine Anekdote ohne innern Gehalt.

Valckenaer (Ludwig Caspar), geb. zu Leuwarden in Holland 1715, einer der berühmten Philologen Hollands. Zu Franecker studirte er alte Literatur, Philosophie und Theologie, ward auch daselbst 1741 Prof. der griech. Sprache, und kam späterhin nach Leyden, wo er im J. 1785 starb. Seine Commentare zu mehreren griechischen Autoren, »Theokrit,« »Euripides,« »Kallimachus,« besonders auch seine »Diatribe in Euripidis perditorum dramatum reliquias« (wovon 1824 zu Leipzig ein neuer Abdruck erschien) haben ihn für die Philologie sehr werth gemacht. — Auch sein Sohn, Jan, geb. 1759, erhielt als Gelehrter sowohl, wie als Staatsmann, besonders durch seine Anhänglichkeit für die anti-oranische Partei, vorzüglich durch seine Zeitschrift: »der Advocat der batavischen Freiheit,« bedeutenden Ruf, wurde auch als Abgesandter zu wichtigen Verhandlungen gebraucht und bewährte sich als sehr einsichtigen und gewandten Diplomaten in Spanien, Frankreich und den Niederlanden. Er starb zu Harlem 1821. nK

Valencia, ein span. Provinz, ehemals zur Krone Aragon gehörig, liegt zwischen dem mittelländ. Meere, Murcia, Cuença, Aragon und Cataluña. Dieses schöne Land von 381½ QM., das gefeierte Eden Spaniens, breitet sich unter dem schönsten Himmel Europens aus; es ist voll Berge (Aeste der Gebirgskette Sierra de Cuença), Thäler und kleiner Ebenen, reichlich bewässert, besonders vom Xucar,

Segura und Guadalaviar. Der Himmel ist fast beständig heiter und erfrischende Seewinde mildern die Hitze. Reif und Nebel sind ganz ungewöhnlich. Der üppig fruchtbare Boden, der die edelsten Erzeugnisse Spaniens, besonders den herrlichen Alicantewein, Oliven, Südfrüchte (und unter diesen auch Datteln), Karuben, Aloe, Weizen, Soda, Flachs und Hanf, Esparto ꝛc. in hoher Güte hervorbringt und Ueberfluß an den gewöhnlichsten Hausthieren, Bienen, Seidenwürmern und allerlei Metallen u. Mineralien hat, ist von seinen 830,000 Einw. auf das beste angebaut; nirgends in Spanien findet man so angenehme Huertas (fruchtbare, gartenähnlich angebaute Gegenden) wie hier, nirgends wird die Landwirthschaft und die Kunst der Bewässerung einsichtsvoller betrieben. Sie ist zugleich, nach Cataluña und Galicia, die gewerbsamste Provinz d.s Reichs und enthält ansehnliche Seiden-, Leinen- und Wollenweberei, starke Brennereien, Papier-, Esparto- und Zuckerfabriken, Töpfereien und Seifensiedereien. — Die Hauptstadt Valencia liegt in einer höchst reizenden und fruchtbaren Huerta am Turia oder Guadalaviar, über welchen 5 steinerne Brücken führen, und zählt 5290 H. und 100,090 Ew. Sie ist mit Mauern und Wällen umgeben, hat eine kleine Citadelle, 5 Vorstädte, enge winkelige, aber mit schönen Gebäuden gezierte Straßen, 9 öffentliche Plätze, 74 Kirchen, 40 Klöster und 16 Hospitäler. Besonders zu merken sind der königl. Palast, die Börse, das Zollhaus, mehrere geschmackvolle Kirchen, das allgemeine Hospital, zugleich Findel- und Irrenhaus, worin 740 Personen unterhalten werden. Sie ist der Sitz des Generalcapitains von Valencia, eines Erzbischofs, einer königlichen Audienz, einer Universität (die 1820 über 1800 Studenten zählte), einer Akademie der bildenden Künste und einer ökonomischen Gesellschaft. Die hiesigen Seidenzeug- und Strumpfwebereien beschäftigen 3618 Stühle und mehr als 22,000 Menschen; um die

Stadt her stehen gegen 50 Papiermühlen. Außer diesen gibt es noch andere Fabriken, welche nebst dem lebhaften Land- und Seehandel der Stadt viele Nahrung verschaffen. Zwar liegt sie 3000 Schritte vom Meere; allein es dient die bei dem Flecken Grao, eine halbe Stunde von Valencia, befindliche Rhede ihr zum Hafen. Die Alameda, ein reizender Spaziergang von Orangen-, Granat- und Palmbäumen, führt dahin. Ueberhaupt sind die Umgebungen reich an Maulbeer-, Citronen- und Orangenbäumen, deren Wohlgerüche die ganze Atmosphäre anfüllen. Man findet die vorzüglichsten Reben, welche 13 — 14 Pfund schwere Trauben tragen, Melonen aller Gattungen, Artischocken ꝛc.

Valenciennes, eine franz. Stadt und starke Festung an der Schelde, im Depart. des Norden. Sie hat eine starke, von Vauban erbaute Citadelle, die, wie die Stadt, mehrere Belagerungen ausgehalten hat, und zählt in 2500 H. 17,000 Einw., die nicht allein trefflichen Battist und Linon, wovon jährlich gegen 50,000 Stück auswärts gehen, sondern auch die bekannten dentelles de Valenciennes in größter Vollkommenheit liefern.

Valentinian: 3 römische Kaiser. Valentinian I., der Sohn Gratians, eines tapfern Feldherrn, aus Cibala in Pannonien geb., kam 364 n. Chr. zur Regierung, und theilte diese mit seinem Bruder Valens, dem er das Morgenland überließ. Zwar tapfer, aber roh und unwissend, und den größten Ausschweifungen ergeben, vermochte er nicht den Verfall des Reichs abzuwehren. Er starb, nachdem er gegen die slawischen und teutonischen Völker vergebens gekämpft hatte, 375. — Valentinian II., des Vorigen Sohn, regierte, nach dem Tode seines ältern Bruders, Gratian (383), unter der Vormundschaft seiner Mutter Justina, und wurde von einem s. Officiere, einem Gallier, Arbogastes, 392 erschlagen. — Valenti-

nian III., Sohn des Constantius und der Placidia, einer Tochter Theodosius des Gr., ward nach dem Tode seines Oheims, des Kaisers Honorius, in seinem 6. J. zum Kaiser ausgerufen (425), und sah während seiner unglücklichen Regierung Spanien durch die Sueven und Westgothen, Afrika durch die Vandalen, Britannien durch die Angelsachsen, Gallien durch die Franken verloren gehen, und Italien von den Hunnen unter Attila verwüstet werden. Nichtswürdig und wollüstig kam er 455 durch eine Verschwörung um. (Vgl. Aëtius, Vandalen.)

Valentinianer, s. Gnostiker.

Valerianus (Publius Licinius), römischer Kaiser, geb. 190. Aus vornehmem Geschlechte, durch Feldherrentalente und einen trefflichen Charakter ausgezeichnet, wurde er, nach Gallus Tode, von der Armee zum Kaiser ausgerufen und bestieg mit der höchsten Zufriedenheit den Thron. Allein bald machten ihm die Anfälle der Deutschen, Franken, Gothen, noch mehr aber die Scythen, Perser rc. sehr zu schaffen. Wider letztere, die Perser, welche den Römern fast alle morgenländische Provinzen wieder entrissen hatten, machte sich Valerian selbst auf, ward aber durch Verrätherei seines Lieblings, Macrianus, geschlagen und in seinem 70sten Jahre gefangen genommen. Der persische König, Sapor, behandelte den unglücklichen Greis aufs schändlichste, ließ ihn in Ketten durch das Reich führen, ja, nach einigen Nachrichten, sogar lebendig schinden. Jener nichtswürdige Macrianus hatte auch den Kaiser, vorher einen Freund der Christen, zu der nachherigen schrecklichsten 3 Jahre lang dauernden Verfolgung derselben verleitet.

Valerius Flaccus (Cajus), s. Flaccus (Cajus Valerius).

Valerius Maximus, ein römischer Geschichtschreiber, ungef. 30 J. nach Chr. Nachdem er unter Sextus Pompejus in Asien

gedient hatte, zog er sich in die Einsamkeit und schrieb, wiewohl in einem gezierten, ungleichen Style, hier seine »Dictorum factorumque memorabilium libr. novem«, worin er Tugenden und Laster, Sitten und Gebräuche sowohl der Römer, als anderer Völker darstellte.

Valetta (La Valetta), die Hauptstadt der britischen Insel Malta, einst der Hauptsitz des Malteserordens, eine gut gebaute Stadt, die von der Seeseite mit ihren vielen Palästen und prächtigen Kirchen einen reizenden Anblick gewährt. Sie zählt in 3500 H. 33,470 E. Die Straßen sind breit und mit Lava gepflastert, die Kaien an den Häfen mit den schönsten Prachtgebäuden besetzt. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich der vormalige Palast des Großmeisters, jetzt die Residenz des Gouverneurs, die Paläste der 7 Zeugen, das Stadthaus, die Hauptkirche, das Zeughaus 2c. aus. Von wissenschaftlichen Anstalten sind eine Bibliothek und eine Sternwarte zu bemerken. Sie hat 3 ebenso geräumige als sichere Häfen und ist seit der britischen Besitznahme ein Markt für die Nordküste Afrikas geworden, auch zum Freihafen erklärt. Ihr Handel nimmt von Tage zu Tage zu, auch unterhalten ihre fleißigen Bewohner mehrere Manufacturen. Bewundernswürdig sind ihre Festungswerke, die meistens in Felsen eingehauen sind und den Platz fast unbezwinglich machen. An ihren Mauern brach sich 1565 Suleiman's Glück, und die muthvolle Vertheidigung der Ritter, die seine ganze Macht bedrohte, gehört unter die schönsten Thaten des 16. Jahrh. 1798 lieferte sie Verrath den Franzosen, 1800 Hunger den Briten in die Hände.

Valla (Laurentius), ein berühmter Philolog des 15. Jahrh., geb. 1407 oder 1415 zu Rom, wo er auch erzogen ward, starb 1457 oder 1465. Unter seinen Werken werden die »Elegantiae latini sermonis« in 6 Büchern für das vorzüglichste gehalten.

Valle (Pietro della), geb. in einer vornehmen Familie zu Rom

1586, gehört zu den besten Reisebeschreibern des 17. Jahrh., wiewol er von Leichtgläubigkeit und der Sucht, wunderbare Dinge zu erzählen, nicht frei ist. Durch eine sorgfältige Erziehung früh gebildet, besaß er mannichfaltige Kenntnisse, als er, einer unglücklichen Liebe und andrer Widerwärtigkeiten wegen, sich von Rom nach Neapel begab. Hier beschloß er, nach Palästina zu wallfahrten, und ging nach Venedig, wo er sich 1614 nach dem Orient einschiffte. Er besuchte die Türkei, Aegypten, Arabien, Persien und Indien, und verweilte über 11 Jahre in diesen Ländern, deren Sprachen, Beschaffenheit und Einwohner er in so langer Zeit genau kennen lernte. Zu Bagdad vermählte er sich mit einer schönen Georgianerin, Sitti Maani, die ihm aber bald durch den Tod wieder entrissen wurde. Dieser Unfall bewog ihn zur Rückkehr, und 1626 kam er mit einem großen Gefolge von Morgenländern wieder in Rom an, wo er sich mit einer ehemaligen Dienerin seiner ersten Gattin, ebenfalls einer Georgianerin, aufs neue verheirathete. Er lebte hier in angesehenen Verhältnissen, beschäftigte sich mit wissenschaftlichen Gegenständen, besonders auch mit der Musik, deren gründlicher Kenner er war, und beschrieb seine Reise. Dieses Werk, welches aus 54 Briefen besteht, zeugt von des Verfs. vielseitiger Gelehrsamkeit und ist noch jetzt von Werth. Durch ein Ereigniß eigner Art wurde, jedoch nur vorübergehend, seine Ruhe gestört. Als er einst auf dem quirinalischen Platze einer Procession zusah, fielen unter des Papstes Augen die Bedienten desselben über sein morgenländisches Gefolge her. Er eilte den Seinigen zu Hülfe; da aber Worte nicht helfen wollten, stieß er einen päpstl. Diener nieder. Der Rache des Papstes zu entgehen, floh er nach Neapel, und blieb dort, bis es seinen Freunden gelang, ihm Verzeihung und Wiedersetzung in seine Güter auszuwirken. Er starb zu Rom 1652.

Vallisneria, eine merkwürdige Erscheinung im Pflanzenrei-

che, ein kleines Pflänzchen, das in Italien und Frankreich im Schlamme unter dem Wasser wächst, und dessen zarte Wurzel schmale, dünne, grasartige Blätter treibt, die unter der Oberfläche des Wassers bleiben. Die Blüthen, männliche und weibliche, welche dem Geschlechte nach getrennt sind, steigen auf die Oberfläche des Wassers, wo sie erst mit einander in Berührung kommen und ihre Befruchtung vor sich geht. – Man nimmt diese Pflanze als einen der zahlreichen Beweise für die Wirklichkeit eines Geschlechtsverhältnisses im Pflanzenreiche an.

Valmy (Kanonade bei), s. Kellermann.

Valmy (Herzog von), s. Kellermann.

Valombrosa, Abtei auf den Apenninen unter dem Sprengel von Fiesole im Florentinischen, wo Joh. Gualbert, der Heilige, 1038 einen Mönchsorden nach der Regel Benedicts stiftete, welcher nach diesem Stammort der Orden von Valombrosa heißt, und nach seiner ehemaligen Kleidung auch u. d. N. der grau - Mönche bekannt ist. Sein Zweck war anfangs nur Einsamkeit und beschauliche Andacht, doch ging er bald aus dem Einsiedlerleben in die Klosterverfassung über, und unterhielt nur einzelne Einsiedeleien in der Nähe seiner Klöster. Das Stammkloster, das Gualbert nach seiner Lage im dichten Tannenwalde am Hochgebirge Valombrosa genannt hatte, wurde durch Schenkungen reich, daher sich die außerordentliche Größe und Pracht seiner 1637 neu aufgeführten Gebäude erklären läßt. Gleichwol hat dieser stets nur andächtige Orden, der erste, der Laienbrüder annahm, sich nur wenig verbreitet, und nie besondere Bedeutung erlangt. Bei seiner Vereinigung mit den Silvestrinern 1662 nahm er schwarze Kleidung an. Valombrosa erhielt sich mitten unter den Stürmen der Revolution unversehrt, und war während der franz. Herrschaft ein Zufluchtsort der Priester. Merkwürdig ist es auch für die Kunstgeschichte, weil ein Mönch zu Valombrosa, Pater Heinrich

Hugford, die u. d. N. Scagliola (s. d.) bekannte, und später in Florenz sehr vervollkommnete Steinmalerei erfunden und während seines Aufenthalts in der reizenden Einsiedelei il Paradisino bei Valombrosa ausgebildet hat. Noch jetzt blüht dieses Kloster und wird oft von Andächtigen und Reisenden besucht, welche der herrlichen Aussicht vom Paradisino nach dem 10 Meilen weiten Florenz und dem tuscischen Meere genießen wollen.

Valpy (A. J.), ein berühmter Buchdrucker und Verleger in London. Sein Vater, ein gelehrter Schulmann zu Reading in Berkshire, gab ihm nicht nur, wie seinen übrigen Söhnen, eine gelehrte Erziehung auf der Schule und Universität, sondern ließ ihn auch in der Druckerkunst unterweisen, um jene ältern, für den correcten Druck der griech. und lat. Classiker so glücklichen Zeiten zurückzurufen, wo die Buchdrucker Gelehrte sein mußten. V. war der Erste, welcher mit großen Unk[illegible]en griech. und lat. Pressen in London stiftete; denn vor seiner Zeit pflegte man alle griech. und lat. Bücher in Oxford oder Cambridge drucken zu lassen. Er stiftete das von den Philologen so geschätzte »Classical journal«, welches jährlich an Beliebtheit zunimmt. Er war es auch, der den schon in Deutschland, Frankreich, Dänemark und Rußland gemachten, aber immer wieder aufgegebenen Plan einer neuen Ausg. des »Thesaurus der griech. Sprache« von Stephanus, mit bedeutendem Kostenaufwande, ins Werk richtete. V. hat auch die Sammlungen lat. Classiker mit den Anmerk. in usum Delphini wieder abzudrucken angefangen, und damit in England vielen Beifall gefunden. Eins seiner beliebtesten Institute ist die Sammlung merkwürdiger Flugschriften, welche er schon seit mehreren Jahren u. d. T.: »The pamphleteer« verlegt. Seine Pressen sind immerfort mit dem Wiederabdrucke einer Menge von griech. und lat., in den engl. Schulen eingeführten Elementarbüchern beschäftigt: ein

Verlag, welcher bekanntlich am sichersten lohnt. Obgleich alles dies schon hinreichen würde, ihm einen Namen bei der Mit- und Nachwelt zu sichern, so ist doch vorauszusetzen, daß dieser Mann in seinen rüstigen Jahren den Freunden des classischen Alterthums künftig noch viele nützliche Unternehmungen bereiten wird.

Valuta (ital., fr. Valeur), in Wechselgeschäften der Werth, womit der Aussteller des Wechselbriefes vergnügt oder bezahlt worden ist, es sei nun durch Geld oder Waare ꝛc. Daher gewöhnlich am Ende der Wechselbriefe steht: Valuta empfangen, gleichsam als Bekenntniß, daß der Aussteller wirklich den Werth erhalten hat.

Valvation, Münzvalvation (Münze), die Gegeneinanderhaltung und Schätzung einer Münze gegen die andere, nach dem innerlichen feinen Gehalte, wie viel nämlich eine gegen die andre werth sei. Daher die Valvationstabelle, das Verzeichniß verschiedener Münzen nach ihrem Werthe gegen einander. — Valviren, eine Münze gegen die andre halten und nach ihrem Gehalte schätzen.

Vampyre, die größte Gattung der Fledermäuse (vespertilio spectrum, L.), von welcher es nach Verschiedenheit der Größe und Farbe, 3 Ab- oder Spielarten gibt. Der Kopf ist dem eines Hundes ähnlich. Diese Thiere halten sich in einigen Gegenden Afrikas, vorzüglich aber auf den ostindischen Inseln, auch in einigen Strichen von Südamerika häufig auf, und fliegen oft in großen Scharen von einer Insel zur andern. Sie nähren sich von Früchten, fallen aber auch Thiere und selbst Menschen an, wenn sie schlafen. Sie fliegen nämlich in die Zimmer, lecken mit ihrer Zunge die entblößten Füße des Schlafenden, bis sie wund werden, und saugen ihnen das Blut aus, daher sie auch Blutsauger genannt werden. Der Schrecken soll jedoch größer sein als der Schaden, den sie anrichten. Es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß diese Fledermäuse zu der Fabel von den Harpyen

Anlaß gegeben haben, wenigstens erwähnen ihrer einige alte Schriftsteller. Das Wort Vampyr soll nach Adelung servischen Ursprungs sein. Der Glaube an blutsaugende Gespenster, welche man ebenfalls Vampyre nennt, ist sehr alt. Die Neugriechen nennen ein solches (nach Tournefort, »Rélation d'un voyage du Levant«, 1. Thl., S. 52) Brukolakas. aber schon die ältern Griechen hatten ihre Empusen, und die lamiae und lemures der Römer sind aus demselben Volkswahn hervorgegangen. 1732 entstanden in Ungarn und besonders in Servien große Bewegungen über vermeinte menschliche Vampyre, welche Untersuchungen von Seiten der Regierung, und in Deutschland verschiedene Schriften für und wider die Sache veranlaßten. Das gemeine Volk jener Länder glaubte nämlich, und glaubt es zum Theil noch jetzt in Dalmatien, daß die Leichname Derer, die wegen Verdachts der Zauberei oder andrer Vergehungen im Kirchenbanne gestorben wären, nicht verwesten, sondern an sich selbst nagten, des Nachts aus ihren Gräbern gingen, Personen, mit denen sie ehemals in Verbindung gestanden, das Blut aussögen, und sie so umbrächten. Wahrscheinlich mochte ein Leichnam, den man noch unversehrt gefunden hatte, zu diesem Aberglauben Anlaß gegeben haben. Die Erzählung: »Der Vampyr«, welche 1819 in England erschien, Lord Byron zugeschrieben wurde, und der Oper von Marschner zum Grunde gelegt worden ist, fachte die Erinnerung an diesen Volksglauben wieder an. — Im figürlichen Sinne nennt man bisweilen Vampyre solche Menschen, die durch ungerechte und drückende Auflagen, oder auch durch wucherische Unternehmungen, Geld von den Bewohnern eines Landes erpressen und ihnen gleichsam ihren Schweiß und ihr Blut aussaugen.

Vandalen, nach Einigen ein slawischer Volksstamm, wenigstens befindet sich ein Stammrest unter d. N., 40,000 Seelen stark,

mit einer eignen, sehr alten slawischen Mundart, in Ungarn, im eisenburger Comitat; nach A. ein germanisches Volk: eine von den Nationen, welche durch die Völkerwanderung den Untergang des römischen Reichs beförderten. Ihr ursprünglicher Wohnsitz war höchst wahrscheinlich in Norddeutschland zwischen der Elbe und der Weichsel; die ältern römischen Schriftsteller reden immer sehr unbestimmt von ihnen. Seit dem 3. Jahrh. n. Chr. führten sie, gemeinschaftlich mit den Burgundern, Kriege gegen die Römer am Rhein. Unter dem Kaiser Aurelian (um d. J. 272) ließen sie sich im westlichen Theile von Dacien oder Siebenbürgen, und einem Theile des jetzigen Ungarns nieder. Als sie aus diesen Gegenden von den Gothen verdrängt wurden, erlaubte ihnen Constantin d. Gr., sich in Pannonien niederzulassen, wofür sie sich verpflichten mußten, den Römern im Kriege Hülfe zu leisten. Es war ein großer Mißgriff, den die Kaiser thaten, daß sie, bei dem Verfall des römischen Kriegswesens, Fremde unter ihre Legionen aufnahmen und sie selbst zu den höchsten Würden erhoben. Die innere Schwäche der Römer wurde dadurch bei den sogen. barbarischen, d. h. fremden Völkern immer bekannter, und diese dadurch kühner gemacht, wiederholte Angriffe auf das römische Reich zu wagen. Daß es unter den Vandalen Männer von Talenten gab, beweist das Beispiel von Stilico (s. d.). Im J. 406 verließen die Vandalen Pannonien, und zogen, vereint mit den Alanen und Sueven, nach Gallien, wo sie große Verwüstungen anrichteten, von da über die Pyrenäen (409) in Spanien eindrangen, sich mit den Sueven in das heutige Altcastilien und Galicien theilten, und da ein Reich errichteten, dem sich die Alanen, die sich in Lusitanien niedergelassen hatten, aber sich gegen die Angriffe der Westgothen allein nicht behaupten konnten (420), unterwarfen. Zwischen den Vandalen und Sueven erregte die Eifersucht öftere Kriege; die Erstern behielten zwar die Oberhand,

mußten aber doch, von den Römern gedrängt, aus Galicien weichen, und sich nach Bätica — dem Küstenstriche des heutigen Königreichs Granada — ziehen. Die Römer bekriegten sie auch hier, erlitten aber (423) eine große Niederlage, und die Vandalen bekamen Muth zu neuen Unternehmungen, wozu ihnen bald Gelegenheit gegeben wurde. Ihr damaliger König war Genserich (Geiserich), ein tapferer, kluger und unternehmender Fürst, und einer der größten Männer seiner Zeit, der aber, weil er viel Verwüstungen durch seine Kriege verursachte, und von der rechtgläubigen Kirche zu der arianischen Partei übergetreten war, bei den Geschichtschreibern einen schlimmen Ruf erhalten hat. Das nördliche Afrika war zu dieser Zeit noch den Römern unterworfen. Der Statthalter dieser Provinz, Bonifacius, der von dem Kaiser Valentinian III. beleidigt zu sein glaubte, wollte sich gegen den Kaiser durch die Hülfe der Vandalen vertheidigen, und rief diese, unter dem Versprechen, die Provinz mit ihnen zu theilen, nach Afrika. Genserich schiffte sich mit seinem ganzen Volke (427) in den Hafen von Andalusien ein, und ging nach Afrika über. Bonifacius war inzwischen mit dem Kaiser wieder ausgesöhnt worden, wollte daher sein Versprechen nicht erfüllen, und suchte zuletzt durch Waffen die Vandalen zum Rückzuge zu nöthigen. Aber er wurde besiegt; Genserich eroberte nach und nach den ganzen Theil von Afrika, der zu dem abendländischen Kaiserthume gehörte, und stiftete da ein mächtiges Reich, welches er bald mit den Inseln Sicilien, Sardinien, Corsica, Majorca und Minorca vermehrte. Seine Raubflotte beherrschte das mittelländ. Meer und verbreitete Schrecken an den Küsten Italiens. Die Kaiserin Eudoxia, Witwe Valentinians III., welche der Mörder dieses ihres Gemahls und Gewalträuber des kaiserl. Throns, Maximus gezwungen hatte, sich mit ihm zu vermählen, glaubte man, habe aus Rache die Vandalen nach Italien gerufen, was aber der Erfolg

nicht erwiesen hat, da Genserich die Kaiserin und ihre Töchter als Gefangene mit fortführte. Genserich erschien (455), aus Begierde nach Beute, mit einer mächtigen Flotte. In Rom war nicht die geringste Anstalt zur Vertheidigung gemacht worden: Alles floh, und der Kaiser Maximus wurde im ersten Lärm ermordet. Die Vandalen plünderten nun 14 Tage lang Rom, und raubten alle Kostbarkeiten und Kunstwerke, welche die Gothen (s. d.) vormals übrig gelassen hatten. Eine Menge Bildsäulen und andrer Denkmäler wurden weggenommen, um, nebst mehreren Tausenden vornehmer Gefangenen, nach Afrika gebracht zu werden. Bei dieser Ueberfahrt ging ein Schiff, das mit den kostbarsten Kunstwerken Roms beladen war, zu Grunde. Papst Leo, der dem Könige Genserich feierlich entgegengegangen war, hatte nichts weiter, als die Verschonung mit Feuer und Schwert von ihm erbitten können. — Diese rohe Wuth, mit welcher die Vandalen die schönsten Kunstwerke raubten, und größtentheils zerstörten, hat zu der Benennung Vandalismus Anlaß gegeben, womit man auch in neuerer Zeit die Wuth der Revolutionnairs bezeichnete, Alles, was das Gepräge der Bildung und Verfeinerung trug, zu vernichten, und dagegen die roheste Barbarei einzuführen. — Streitigkeiten unter Genserich's Nachkommen wegen der Thronfolge veranlaßten den Untergang des vandalischen Reichs. Gelimer, ein unruhiger, ehrsüchtiger Fürst, verdrängte den rechtmäßigen König Hilderich, einen guten Regenten, vom Throne, und ließ ihn ermorden. Hilderich hatte in freundschaftlicher Verbindung mit dem morgenländischen Kaiser Justinian gestanden. Dieser kündigte, um Jenes Tod zu rächen, eigentlich aber in der Absicht, sich Afrika zu unterwerfen, Gelimern den Krieg an. Justinian's großer Feldherr, Belisarius, kam mit nur 15,000 M. nach Afrika (534), besiegte aber Gelimern in 2 Schlachten, und brachte ihn dahin, daß er sich gefangen geben mußte. Geli-

mer wurde zu Konstantinopel im Triumphe aufgeführt, und mit ihm hörte das Königreich der Vandalen in Afrika auf, nachdem es 106 J. bestanden hatte.

Vandamme (Dominque), Graf v. Hüneburg, königl. franz. Generallieutenant außer Dienst, Großoffizier der Ehrenlegion, geb. zu Cassel im Norddepart. den 5. Nov. 1771. Am 30. Aug. 1813 verlor Vandamme die Schlacht bei Kulm (s. d.), ward gefangen und nach Moskau, von hier aber nach Wiatka, in der Nähe der Grenze von Sibirien, abgeführt. Nach dem Frieden von 1814 kam er nach Frankreich zurück, mußte aber Paris verlassen. Nach dem 20. März 1815 trat er wieder auf und Napoleon ernannte ihn zum Pair von Frankreich. Er führte in Belgien das 3. Armeecorps bei dem Heertheile unter dem Marschall Grouchy, und focht bei Wavres. Nach Napoleons Niederlage bei Waterloo zog er sich mit seinem Corps und der Artillerie geschickt zurück, und wollte Paris decken; allein in Folge der Capitulation führte er das 3. und 4. Corps hinter die Loire. Durch die Ordonnanz vom 24. Juli 1815 entsetzt, begab er sich auf sein Landgut, ward aber durch eine zweite Ordonnanz vom 12. Jan. 1816 verbannt.

Van der Noot (Heinrich), s. Noot (Heinrich van der).

Van der Velde (Franz Karl), s. Velde (Franz Karl van der).

Vandiemensland, im Südosten des Australcontinents gelegen, unter 40—44° S. Br., ein seit 1797 durch die vom Wundarzte Baß entdeckte (30 Meil. breite und 36 M. lange, inselreiche) Bassesstraße, als Insel vom südöstl. Neuholland getrennt, und seit 1804 von Großbritannien durch Verbrecher colonisirtes Land, ist 1255 QM. groß und zählte im J. 1827 über 16,000 europ. Bew. Diese Insel, welche von ihrem ersten Entdecker, Abel Tasman, 1642, nach dem damal. holländ. Statthalter in Ostindien, Van Diemen, ih-

ren Namen erhielt, ist gegenwärtig ein von Sidney in Neusüdwales abhängiges Untergouvernement. Godwin (in s. Beschreib., London 1824) schlägt vor, sie Tasmanien zu nennen, um sie von dem nördlichen Vandiemenslande auf der Nordküste Neuhollands zu unterscheiden. Sie hat mehrere Baien, z. B. die Sturm- und die Austernbai, und einige vortreffliche Häfen, als Port Dary, Port Macquarie und Port Dalrymple. Der Derwenthafen hat 3—20 Faden Tiefe, und ist so geräumig, daß alle europ. Flotten darin Platz finden könnten. Unter den Flüssen ist der Derwent im Süden, der Tamar im Norden schiffbar. Der höchste Berg ist der 3964 F. hohe, 9 Monate hindurch mit Schnee bedeckte Tafelberg oder Wellingtonberg, an dessen Fuße Hobarttown, die Hauptstadt, liegt, mit 3800 Einw., wo sich außer den Regierungs- und andern öffentlichen Gebäuden, die Baraken für die dahin aus England verbannten Verbrecher befinden. Es erscheint daselbst eine Zeitung, und regelmäßig geht ein Dampfpacketboot nach dem 50 deutsche Meilen entfernten Port Jackson (s. d.). Vandiemensland ist gegenwärtig in 2 Grafschaften getheilt: Buckingham die südliche, an und um den Derwent, die bevölkertste; und Cornwall, die nördliche, an und um den Tamar, mit der Hauptstadt Georgetown und mit der Stadt Brighton, wo sich seit 1825 der Sitz der Regierung befindet. Im District des Kohlenflusses wurde 1824 eine neue Stadt, Richmond, angelegt. Der Anbau nimmt schnell zu, weil das Klima gemäßigt und gesund, der Boden, zumal an den Flüssen, sehr fruchtbar, und die Küste ebenso fischreich als zum Handel mit dem Cap, mit Sidney, mit der Mauritiusinsel, mit Ostindien und mit England offen ist. Das europ. Hausvieh, besonders das Schaf, hat sich hier schnell vermehrt. Wolle ist daher schon Stapelwaare. Im Innern gibt es Wälder von zum Theil 150 Fuß hohen und 6 — 7 Fuß dicken Bäumen aus der Familie der Myrten und von Huonfich-

ten (ein Eibenbaum mit hartem, wohlriechendem Holz). Pflanzen und Thiere sind, mit wenig Verschiedenheit, wie auf Neuholland; aber die Eingeborenen gehören zu einem von den Neuholländern ganz verschiedenen Menschenstamme. Sie haben eine schwarze Haut und wollichtes Haar, gleich den Afrikanern. Die Colonie hat bereits grobe Tuch-, Hut- und Strumpffabriken, auch Töpferei. — Eine Schilderung dieser britischen Colonie hat nach von Bibra's gesammelten Materialien und nach Evans's »Geogr., histor. and topograph. description of Vandiemensland« (London 1822) Röding zu Hamburg (1823) herausgegeben. Auch Godwin's »Beschr. von Vandiemensland« (London 1824) ist gründlich und genau. Die merkwürdig zerrissene Südostseite der Insel haben Flinders, der sie 1798 zuerst umschiffte, Peron und Freycinet genau beschrieben.

Van Dyk (Anton), s. Dyk (Anton van).

Vanille (epidendrum vanilla, L.), vom span. vaynilla, eine kleine Schote, ist eine windenartige Pflanze, die in Mexico, Peru, Guiana und in einigen westindischen Inseln auf Bergen wächst, und wie der Weinstock Knoten hat, aus welchen hellgrüne, den Lorbeerblättern ähnelnde Blätter hervorkommen. Sie treibt einen sehr langen Stengel, der sich, wie der Weinstock, mit Hülfe seiner kleinen Gabeln um Bäume schlingt, aber auch, wenn deren keine in der Nähe sind, auf der Erde fortläuft. Die Blüthe ist weißlichgelb. Aus dieser bildet sich, als die Frucht der Pflanze, eine ungefähr 6 Zoll lange, schmale, rauhe und braune Samenkapsel, in Form einer Schote. Das Innere dieser Schote ist mit einem röthlichen, gewürzhaften Mark belegt, und enthält eine schwarze ölichte, balsamische Feuchtigkeit, in welcher sich eine Menge kleiner, schwarzer und glänzender Körner befinden. Vom Ende Sept. bis Ende Dec. sammelt man diese Schoten, trocknet sie einige Wochen hindurch im Schatten, überstreicht sie mit Oel,

um die Insecten abzuhalten, und zu verhüten, daß sie nicht ganz vertrocknen und zerbrechen, und legt sie dann partienweise in Packete, die mit dünnen Blei- oder Zinnplatten umgeben werden, damit die Schoten den Geruch nicht verlieren. Es gibt 3 Sorten dieser Schoten; die beste derselben, und die gewöhnlich in Handel kommt, wächst auf den ganz hohen Gebirgen in Neuspanien. Die eigentliche Cultur dieser Pflanze wird von den Landeseingeborenen, die sich ausschließlich damit beschäftigen, als ein Geheimniß bewahrt. Die flüchtigen und gewürzhaften Bestandtheile der Vanille sind nervenstärkend und durch den Reiz, den sie im menschlichen Körper erregen, heilsam; können aber auch durch zu starken Gebrauch sehr schädlich werden. Am häufigsten bedient man sich der Vanille bei der Zubereitung der Chocolate, dann auch zu feinern Speisen; bisweilen auch als Medicin.

Vanini (Lucilio, oder, wie er sich später auf den Titeln seiner Schriften nannte, Julius Cäsar), geb. 1585 zu Taurosano, studirte Philosophie, Physik, Theologie, zugleich aber auch Medicin, Astronomie, Rechtswissenschaft, betrat anfangs die Kanzel, machte dann große Reisen, sich selbst aber durch seine Aeußerungen über Gesetze und Religion als gefährlicher Mann verdächtig. Durch seine erste Schrift: »Amphitheatrum providentiae divinae« (Amphitheater der göttlichen Vorsehung) die er 1615 zu Lyon herausgab, schon des Atheismus verdächtig (weswegen er auch Lyon verlassen mußte), ward er es durch die zweite (Paris 1616), »Ueber die bewundernswürdigen Geheimnisse der Natur« (de admirandis naturae), nicht minder; die Sorbonne verdammte diese Schrift, obgleich eben so, wie die vorhergehende, mit günstiger Censur gedruckt, zum Feuer; er ging nach Toulouse, wurde aber hier wegen seiner verbreiteten Grundsätze verhaftet und nach dem Urtheile der Richter als überwiesener Gottesläugner in seinem 34. Jahre 1619 verbrannt. Indessen haben selbst neuere

Gelehrte keinesweges über den sichern Beweis seines Atheismus einig werden können, indem sie ihn aus seinen Schriften bald als seinen Religionsspötter und Atheisten, bald als Bestreiter des Atheismus ansehen. Auch über seine Verdienste als Philosoph ist man noch sehr entgegengesetzter Meinung; in jedem Falle war er ein unschuldiges Opfer der Einfalt oder des Hasses seiner Richter.

Vanloo, ein berühmtes adeliges Künstler-Geschlecht, deren erster Stammvater Johann war. Dessen Enkel, Ludwig, als geschickter Zeichner und Frescomaler bekannt, hatte zwei Söhne, die vorzüglich ihren Namen unter den Künstlern zu hohem Ruhme brachten, nämlich: Joh. Baptista, d. ält., geb. zu Aix 1684, kam mit dem Prinz von Carignan, der ihn unter den schmeichelhaftesten Bedingungen nach Rom hatte reisen lassen, nach Paris 1719, wo er selbst in des Prinzen Palaste wohnte und nun Portraitmalerei (ohne die Geschichtsmalerei aus den Augen zu lassen) zu seinem Hauptgegenstande machte, bis er 1731 Mitglied der Akademie, und 1735 Professor an derselben ward. Auch in London wurde er von 1738 bis 1742 mit außerordentlichem Beifalle aufgenommen. Nach Aix zurückgekehrt, starb er hier im 61. J. 1745. Große Leichtigkeit, kecke, verständige Behandlung des Pinsels, gute Auswahl, edle, erhabene Zusammensetzung sind die Vorzüge, die an diesem Genie vorzüglich gerühmt werden. — Carl Andreas Vanloo, sein jüngerer Bruder, (geb. zu Nizza 1705, gest. zu Paris 1765), der auch einige Zeitlang seines Bruders und des Bened. Lutti Unterricht zu Rom genoß, wurde 1735 ebenfalls in die Akademie zu Paris aufgenommen, und 1762 erster königl. Maler und Director der Akademie. Er zeichnete sich als Historien- und Landschaftsmaler durch richtige Zeichnung, sorgfältige Ausführung, liebliches, angenehmes Colorit, ruhmvoll aus.

Vannuchi, s. Sarto Andrea del.

Vanucci, s. Perugino (Pietro).

Varianten (lectiones variantes, lectiones variae), abweichende Lesarten, sind die Verschiedenheiten des Textes, die sich in den Abschriften eines und desselben alten Schriftstellers finden, und die theils durch die Unwissenheit und Nachlässigkeit, theils durch unzeitige Verbesserungssucht der Abschreiber entstanden sind. Die Varianten zu sammeln und zu sichten, ist das Geschäft der sogen. niedern oder Wortkritik, deren Zweck die Wiederherstellung des Textes in seiner ursprünglichen Gestalt ist. (s. Kritik.) Auch bei Aenderungen, welche neuere Dichter an ihren eignen Werken machen, werden zuweilen die ältern Lesarten den spätern Ausgaben als Varianten beigedruckt. Namentlich ist dies geschehen bei Göschen's Ausg. der Werke Wieland's.

Variation (ital. variazione) heißt in der Musik überhaupt eine auf mannichfaltige Art veränderte Wiederholung eines (der Regel nach kurzen, einfachen und leicht faßlichen) musikal. Satzes. Eine solche Veränderung wird durch Zergliederung und Verkleinerung der Hauptnoten der Melodie, durch Einmischung durchgehender, harmonischer Neben- oder Wechselnoten, melodische Verzierungen der einfachen Noten, und andre dergl. Hülfsmittel, zum Theil auch durch veränderte Harmonie rc., bewirkt. Das Haupterfoderniß hierbei ist, daß man bei allen diesen Veränderungen der Melodie eines solchen Satzes die Grundzüge derselben nie ganz unterdrückt, und der Hauptgesang dadurch nicht ganz aus dem Gedächtnisse verwischt wird. Der Hauptsatz, welcher auf diese Art variirt wird, heißt das Thema, und es heißt daher die Regel: In einer jeden Variation muß man die Grundmelodie des Themas noch durchklingen hören. Ein Thema wird entweder so variirt, daß jede auf obige Art modificirte Wiederholung desselben einen für sich bestehenden, ohne Beziehung auf die übrigen Verände-

rungen, in sich abgeschlossenen Satz, von durchaus gleichem rythmischen Umfange wie das Thema, bildet, oder so, daß man dabei nicht so streng auf das Thema, sowol in Hinsicht der zum Grunde liegenden Melodie als des Umfanges, Rücksicht nimmt, die Veränderungen mehr oder weniger ausführt, oder sie durch eingeschaltete Zwischensätze so verbindet, daß sie zusammen ein Ganzes bilden. Im erstern Falle nennt man den Satz (das Thema) streng variirt, und solche Veränderungen heißen dann Variationen (variazioni) im eigentlichen Sinne. Dergleichen werden gewöhnlich für eine Hauptstimme entweder allein oder mit Begleitung andrer, zuweilen aber auch für mehrere Stimmen abwechselnd (concertirend) gesetzt. Man hat deren eine unzählige Menge für alle Instrumente wie für den Gesang. Im letztern Falle aber nennt man diese Veränderungen freie Variationen, oder bloß einen variirten Satz, und dergleichen sind z. B. die meisten Andantes (oder überhaupt Mittelsätze) in den Symphonien von Haydn (welcher diese Manier zuerst einführte), von Beethoven, Mozart, Clementi u. A. m. Auch macht man davon in Quartetten, Trios, Sonaten und in Concertstücken Gebrauch (z. B. Moscheles's Variationen über den Alexandermarsch). Gewöhnlich setzt man, wenn die Variationen das ganze vorzutragende Musikstück ausmachen, eine Introduction oder Phantasie voran, in welcher schon Anklänge des Themas zu hören sind. Die Variationen erfodern ein sehr einfaches Thema, mit welchem sich auf mannichfaltige Weise spielen läßt, ohne seinen Charakter zu zerstören. Dergleichen Themas sind selten, da unsere heutigen Melodien größtentheils schon ursprünglich verziert sind. Auch muß ein solches Thema angenehm in die Ohren fallen. Diese Bedingungen hat unter allen vorzüglich Mozart in seinen Claviervariationen, und Rode in seinen Variationen für die Violine erfüllt. Im Ganzen eignet sich das Variiren mehr für die Instrumentalmusik als für den Gesang,

bei welchem der auszusprechende Text meistens das kunstfertige Variiren in dem Umfange, wie es den Instrumenten möglich ist, verbietet. Daher sind Gesangsvariationen, wie die herrlichen von Righini, Winter, größtentheils mehr für die Uebung des Sängers bestimmt, oder werden angewendet, um bloß eine glänzende Virtuosität des Sängers zu zeigen, wie von der Catalani bekannt ist. Die ganze Gattung muß aber auch als eine untergeordnete angesehen werden, wobei mehr die Geschicklichkeit in den verschiedenen Wendungen, die man einem musikalischen Gedanken gibt, als Phantasie und Gefühl sich wirksam zeigen kann. Viele Variationen sind nur Uebungen der Fertigkeit. Etwas Höheres wird geleistet, wenn unbeschadet die Grundmelodie jede Variation ihren eigenthümlichen Charakter hat und mit der Abwechselung das Interesse stieg. — Auch in der Poesie gibt es Variationen, hier nennt man so die Glossen der Spanier und Portugiesen. (s. Glosse.) Beispiele findet man in Raßmann's »Blumenlese südlicher Spiele«.

Variationen des Mondes nennt man eine erst seit Tycho Brahe bekannte Ungleichheit des Mondenlaufs.

Variationscompaß. Es ist bekannt, daß die Richtung der Magnetnadel mehr oder weniger von der Richtung der Mittagslinie abweicht. Um die Größe dieser Abweichung zu finden, setzt man einen Compaß so auf den Meridian, daß der erste Theilstrich in denselben fällt, und beobachtet den Winkel, den die Nadel damit macht. Ein dazu eingerichteter Compaß heißt ein Variations-, Abweichungscompaß, auch Declinatorium.

Variationsrechnung. Die Differentialrechnung (s. Infinitesimalrechnung) handelt in einem eignen Abschnitte (theoria de maximis et minimis) von dem größten und kleinsten Werthe der Functionen und von den Methoden zur Bestimmung desselben. Ihr

einfaches Verfahren lehrt z. B., welchem Werthe der Abscisse, bei irgend einer gegebenen Curve, die größte oder kleinste Ordinate entspreche, zu welcher Bestimmung sie bekanntlich gelangt, indem sie die gegebene primitive Gleichung zwischen den Coordinaten differentiirt und dies Differential = o setzt. Erhebt man sich dagegen von der Theorie des Größten und Kleinsten in der hier angedeuteten Ausdehnung, zu den wichtigern und schwierigen Fragen nach derjenigen oder denjenigen unter allen möglichen Curven, der oder denen gewisse Eigenschaften im höchsten oder geringsten Grade zukommen; fodert man z. B., in dem berühmten Probleme von der Brachystochrone (s. Cykloide), unter allen krummen Linien von gleicher Länge diejenigen, welche ein von gegebenen Kräften bewegter Körper in der kürzesten Zeit durchläuft: so führt die analytische Beantwortung dieser und ähnlicher Fragen auf die Variationsrechnung, welche daher als eine erweiterte Theorie des Größten und Kleinsten erscheint, und statt sich, wie im oben angeführten Falle, auf Differentiation zu beschränken, vielmehr aus einer gefundenen derivirten Gleichung die Primitive abzuleiten verlangt, der die fragliche Eigenschaft beiwohnt. — Die Methode der Variationen, zu deren Erfindung Joh. Bernoulli durch Vorlegung des obenerwähnten berühmten Problems von der Brachystochrone 1693 die Veranlassung gegeben hat, erscheint als der Gipfel des von der neuern Geometrie errichteten bewundernswürdigen Gebäudes. S. den Schluß von Kästner's »Analysis d. Unendlichen« (3. Aufl., Gött. 1799, m. Kpfrn.) und Dirksen's »Analyt. Darstellung der Variationsrechnung« (Berl. 1826, 4.).

Variorum (Ausgaben cum notis). Man bezeichnet mit dieser Benennung gewisse, meistens in Holland im 17. und 18. Jahrhundert gedruckte, und mit den Anmerk. vieler Commentatoren ausgestattete Ausg. älterer und neuerer lat. und griech. Schriftsteller in

Octavformat. Obgleich viele dieser Ausgaben bei den Gelehrten in geringem Ansehen stehen, so werden sie doch von den Sammlern gesucht. Die Sammlung dieser Ausg. wird von den Bibliographen bald mehr, bald weniger zahlreich angegeben, je nachdem sie mehr oder weniger neuere und außer Holland gedruckte Ausgaben dazu rechnen.

Varna, in der Bulgarei, im Paschalik Silistria, der Hauptstapelplatz des Handels der Bulgarei und Walachei mit Konstantinopel, mit 16,000 Einw., liegt an der Westküste des schwarzen Meeres, an der Ausmündung eines Flusses, der hier den Dewinasee bildet, und dessen Becken äußerst sumpfig ist. Südlich von Varna an zieht sich ein Seitenast des Hämus bis zum Kanal des Bosporus, längs der Küste von Bulgarien und Rumelien. Nördlich, nach der Donau hin, ist dieses Stromthal gleichfalls durch Verzweigungen derselben Gebirgskette durchschnitten. Varna ist daher der wichtigste nördliche Vertheidigungspunkt von Konstantinopel. Hier erlitten den 10. Nov. 1444 die Ungarn, nebst poln., walach. und Kreuztruppen, unter dem König von Ungarn und Polen, Wladislaw IV. (Jagello's Sohn), welcher auf Zureden des Papstes den Waffenstillstand gebrochen hatte, eine blutige Niederlage. Schon waren 35,000 Türken gefallen, als der Sultan Amurat II. den letzten Angriff der Verzweiflung versuchte. Im Kampfe stürzte des Königs Streitroß; die Türken hieben dem gefallenen 20jährigen Helden das Haupt ab und trugen es auf einer Lanze durch ihr Heer. Dies brachte Bestürzung und Flucht in die Scharen der Christen. Auch der päpstl. Nuntius, Card. Julian, blieb in der Schlacht. In dem Kriege von 1783 fg. widerstand Varna den Anstrengungen der Russen, ungeachtet es auf der Seite des offenen Feldes als Befestigung nur einen alten sechseckigen Thurm mit bloßen Erdverschanzungen hatte. Auf der Meer- und Flußseite, die Varna zur Hälfte umgürten, hat es erst in der neuesten

Zeit einen starken Wall mit einem breiten und tiefen Graben erhalten, und auf den umliegenden Höhen Batterien, welche auch die Rhede der Stadt bestreichen, und deren Feuer sich mit dem der Kanonen auf dem Schlosse kreuzt. Die nördl. und südl. Meeresufer sind sehr steil, sodaß hier keine Landung gelingen kann. Nur rauhe Fußpfade über öde Aeste des Balkan führen nach Varna. Auch gibt es zwischen dem Uferlande und dem Balkan nur einen Fußpfad und keine fahrbare Straße nach Konstantinopel; allein jener Pfad ist wegsam für Infanterie und Cavallerie bis zu dem Dorfe Belgrad, 3 Stunden von Konstantinopel. In dem Kriege 1828 ergab sich Varna, nachdem schon am 7. Oct. eine Schar Russen durch eine Sturmlücke in die Stadt gedrungen war, am 11. Oct. mit Capitulation. Diese schloß der vom Sultan deshalb geächtete Befehlshaber Jussuff Pascha von Seres gegen den Willen des in der Citadelle commandirenden Capudan Pascha ab, und wurde mit der Besatzung kriegsgefangen, worauf der Capudan Pascha mit 300 Mann freien Abzug erhielt. General Roth übernahm jetzt die Vertheidigung des Platzes gegen die Armee des Hussein Pascha, der von Schumla her zu ihrer Wiedereinnahme vorrückte. Von den in Varna eroberten türkischen Kanonen schenkte Kaiser Nicolaus 12 Stück der Stadt Warschau zu einem Denkmale für den im J. 1444 gefallenen König Wladislaw, dessen Leichnam auf dem Schlachtfelde eine Beute der Raubthiere geworden war.

Varnhagen von Ense (Karl August), kön. preuß. Geh. Legationsrath, geb. 1785 zu Düsseldorf, verlor seinen Vater, der daselbst früher pfalzbairischer Rath gewesen, aber in Folge der mit der franz. Revolution zusammenhängenden Ereignisse seinen Wohnort hatte verlassen müssen, durch frühzeitigen Tod in Hamburg. Er ging darauf nach Berlin, um die Arzneiwissenschaft zu studiren, ergab sich aber mit größerer Liebe dem Studium der Philosophie und alten Lite-

ratur. Schon 1803 versuchte er als Dichter aufzutreten und gab mit A. v. Chamisso einen Musenalmanach heraus. A. W. v. Schlegel's Vorlesungen und Fichte's Bekanntschaft befestigten ihn in jenen Studien, die er später in Hamburg, sodann in Halle, Berlin und Tübingen fortsetzte. In Halle hörte er Fr. A. Wolf, Schleiermacher, Steffens. Seinem Vorsatz, schon 1806 in preuß. Kriegsdienste zu treten, waren die Umstände entgegen. Dagegen ging er 1809 von Tübingen, als schon der östr. Krieg ausgebrochen war, auf großem Umwege zur östreich. Armee, wo er nach der Schlacht bei Aspern zum Offizier befördert wurde. Bei Wagram ward er schwer verwundet und darauf nach Wien gebracht. Erst im Herbst bei seinem Regiment in Ungarn eintreffend, kam er mit dem Obersten, nachherigem General, Prinzen Bentheim, in näheres Verhältniß und begleitete diesen nach dem wiener Frieden als Adjutant auf mehreren Reisen, so auch 1810 auf einer Sendung nach Paris an den Hof Napoleons. Hier und späterhin verband er literarische und politische Thätigkeit, machte in Prag die nähere Bekanntschaft des Ministers v. Stein, und kam mit Justus v. Gruner in Verbindung. Als die Oestreicher 1812 am russischen Feldzuge Theil nahmen, verließ er deren Dienst und begab sich nach Berlin, wo ihm der Weg zum preuß. Civildienst eröffnet schien. Trotz Bekanntschaften und dringenden Empfehlungen von Seiten des Fürsten v. Metternich fand er jedoch in den damaligen Verhältnissen große Schwierigkeiten, und da er den Franzosen verdächtig geworden, auch mancherlei Gefahren zu bekämpfen. Bei der ersehnten Wendung der Dinge 1813 ging er wieder ins Feld, und zwar, unter zugestandenem Vorbehalt seines preuß. Dienstberufs, als russischer Hauptmann mit Tettenborn, zuerst nach Hamburg dann als dessen Adjutant durch den Wechsel der nachfolgenden Kriegszüge in Mecklenburg, Hannover, Holstein, und zuletzt in der Champagne, bis Pa-

ris. Im Verlauf dieser Ereignisse erwarb er sich mehrere militairische Orden. Noch während des Krieges gab er die »Geschichte der hamburgischen Ereignisse« (London 1813) in einer gedrängten Darstellung, und darauf die Tettenborn'schen Kriegszüge (Stuttgart 1814) in Druck. In Paris endlich empfing er seine Berufung in preuß. diplomatischen Dienst und folgte 1814 dem Staatskanzler Hardenberg zum Congresse nach Wien. Hier schrieb er im Auftrag des Erstern unter Anderm eine Schrift über Sachsen. Nach dem Wiederausbruche des Krieges 1815 folgte er dem Fürsten v. Hardenberg über Berlin nach Paris und erhielt hier noch vor Ausgang des Friedensgeschäfts die Bestimmung als Chargé d'Affaires, später als Ministerresident an dem großherz. bad. Hof nach Karlsruhe. Die bairisch-badische Territorialsache erregte daselbst vielfache Spannung. Nachdem er in diesen Verhältnissen und zu ihrer endlichen Lösung nach seiner Stellung mitgewirkt, den Regierungsantritt des Großherzogs Ludwig, der ihm das Großkreuz des Zähringerordens als besondere Auszeichnung verlieh, und die Einführung der ständischen Verfassung daselbst erlebt hatte, wurde er im Sommer 1819 abberufen, indem zugleich dieser Posten einging. Bald nachher empfing er die Bestimmung als Ministerresident bei den Verein. Staaten von Nordamerika, welchen Posten er jedoch nicht angetreten, da mancherlei Rücksichten ihn eine so weite Entfernung nicht wünschen ließen, und er lebt seitdem mit dem Titel eines Geh. Legationsraths mehrentheils in Berlin ohne amtliche Beschäftigung. Außer den bemerkten Schriften sind von ihm erschienen: »Deutsche Erzählungen« (Stuttgart 1816); »Vermischte Gedichte« (Frankf. a. M. 1816); »Geistliche Sprüche des Angelus Silesius« (Hamb. 1822); »Göthe in den Zeugnissen der Mitlebenden« (Berlin 1823); »Biographische Denkmale« (Berl. 1824—27, 4 Thle.), einzelne Aufsätze und Recensionen ungerechnet,

die in Zeitschriften zerstreut sind. Seine historischen Schilderungen haben charakteristische Schärfe.

Varro (Marcus Terentius), einer der gelehrtesten Männer und fruchtbarsten Schriftsteller des alten Roms, geb. im J. R. 638 oder 116 v. Chr. Er diente in seinen jüngern Jahren im Kriege, bekleidete nachher die Würde eines Tribuns und a. öffentliche Aemter, war ein vertrauter Freund des Cicero, wurde von Antonius verbannt, kam aber unter Augustus wieder nach Rom zurück und starb daselbst 89 J. alt mit dem Ruhme des gelehrtesten Römers, wenigstens des gelehrtesten Kritikers seiner Zeit. Die Anzahl seiner Schriften, besonders über Sprache, Geschichte und Philosophie, soll gegen 500 betragen haben, aber es sind davon nur 2 bis auf unsere Zeiten gekommen: ein Werk über die Landwirthschaft (»De re rustica«) in 3 Büchern, und Bruchstücke von einem andern über die latein. Sprache, welche vorzüglich von der Etymologie und Analogie handeln. Jenes findet sich in den Ausg. der »Scriptorum rei rusticae«; von diesem erschien eine vorzügliche Ausg. zu Dortrecht 1619 (2 Bde.); eine neuere von Sprengel (Berlin 1826).

Varus (Quintilius), ein Feldherr des römischen Kaisers Augustus, der ohne die merkwürdige Niederlage, die er in Deutschland erlitt, wol nicht in der Geschichte erwähnt werden würde. Die kriegerischen Unternehmungen, welche Julius Cäsar gegen die Deutschen begonnen hatte, wurden unter Augustus fortgesetzt. Dieser schickte seine beiden Stiefsöhne, Drusus und Tiberius, nach einander nach Deutschland. Dem Letztern folgte Quintilius Varus als Statthalter in Germanien, nachdem er vorher eine ähnliche Stelle in Syrien bekleidet hatte. V. wollte die Deutschen an die Sprache, Sitten und Gebräuche der Römer gewöhnen; aber anstatt diese Veränderung mit behutsamer Langsamkeit zu bewirken, verfuhr er dabei mit übermüthiger

Eile. In seinem Lager, von seinen Legionen umgeben, saß er zu Gericht, richtete und strafte die Deutschen nach den römischen Gesetzen, die ihnen gänzlich unbekannt waren. Ein solches Benehmen mußte ihren Argwohn erregen und die Furcht, ihre Freiheit ganz zu verlieren. Eine Verschwörung gegen V. wurde insgeheim eingeleitet; der Cherusker-Fürst Hermann (vgl. d.) war die Seele derselben. Er faßte den großen Gedanken, Deutschland von den römischen Unterdrückern zu befreien. Dem unter den Verschworenen verabredeten Plane gemäß wurden in verschiedenen Gegenden Deutschlands Feindseligkeiten begonnen. Um sie zu dämpfen, verließ V. mit 3 auserlesenen römischen Legionen, auf Hermann's falschen Rath und wider Segest's, des Schwiegervaters von Hermann, Vorstellungen, sein verschanztes Lager. Als er den teutoburger Wald — in der Gegend der Stadt Detmold in der Grafschaft Lippe — erreicht hatte, ward er (J. 10 n. Chr.) von den vereinten Deutschen auf allen Seiten angegriffen. V. befand sich jetzt in einer äußerst gefährlichen Lage. Unbekannte, unwegsame Gegenden, undurchdringliche Waldungen, ungünstiges Wetter, zahlreiche und erbitterte Feinde machten hier die Kriegskunst der sieggewohnten Römer unnütz. 2 Mal schlugen sie sich mit der größten Anstrengung durch, um sich in einem Lager zu verschanzen, aber sie mußten endlich unterliegen und wurden völlig zu Grunde gerichtet. V. entleibte sich selbst, um die Schande seiner Niederlage nicht zu überleben.

Vasall (Lehnsmann, auch homo, fidelis, vassus u. s. w.), ein Mann, welcher sich einem Andern zu Treue und Dienst, hauptsächlich Kriegsdienst, verpflichtet hat, gegen das Versprechen des Schutzes und die überlassene Benutzung (woraus sich in der spätern Periode des Lehnwesens ein wahres Nutzungseigenthum, dominium utile, entwickelte) eines Gutes, eines Grundstücks, einer Rente, ei-

nes Amts. Der Ursprung des Worts ist dunkel, unwahrscheinlich die Ableitung aus dem Gaelischen gwas, ein Diener; eher noch möchte sich aus dem arabischen Spanien des 10. Jahrh., welches in der geselligen und wissenschaftlichen Cultur damals höher stand als das übrige Europa, der dort allgemeine Ausdruck guazil, Diener, weiter verbreitet haben. Der Vasall des Königs hatte wieder seine Vasallen, und die größern von diesen abermals die ihrigen, daher in Italien die Abstufung der capitanei, valvasorum, valvasinorum. Der Vasall, welcher seinem Herrn gegen jeden Andern zum Kriege folgen mußte, hieß vassus ligius. (s. Lehnwesen.)

Vasalli-Candi, Professor der Physik, dann Director des Observatoriums und des naturhistorischen Museums, Mitglied und beständiger Secretair der Akademie der Wissenschaften zu Turin, einer der Vierzig der ital. Gesellschaft, Mitglied des franz. Instituts und vieler andern europäischen Gesellschaften, ein Mann von seltenem Verdienst und großem Ruhm in der Naturwissenschaft, der mit Spallanzani und Volta wetteiferte. Er bildete durch Anwendung physikalischer und chemischer Thatsachen in seinen Schriften die Theorie der Elektricität, die Meteorologie und Landwirthschaft weiter aus. In Paris nahm er mit an der Herstellung der Einheit in Maß und Gewicht Theil. Kaiser Alexander I. berief ihn nach Rußland; allein der edle V. blieb seinem Vaterlande treu, obgleich er nach den Ereignissen von 1814 viel leiden mußte. Er starb zu Turin den 5. Juli 1825.

Vasari (Giorgio), der erste Gelehrte, der eine vollständige Geschichte aller neuern Künstler lieferte, und selbst ein ausübender Künstler, geb. 1512 zu Arezzo im Großherzogthum Toscana, lernte die Kunst von Luca Signorelli, Michel Angelo Buonarotti und Andrea del Sarto. Der Cardinal Ippolito de Medici, Papst Clemens VII., die Herzöge Alessandro und Cosmo hatten ihn nach einander in

ihren Diensten. Nach dem Tode des Herzogs faßte er den Entschluß, nicht wieder Hofdienste zu nehmen. Dennoch ward er von den nachfolgenden Herzogen, von den Päpsten und andern vornehmen Personen vielfältig als Baumeister und Maler gebraucht, denn in beiden Eigenschaften, besonders aber in ersterer, hatte er einen großen Namen, obwol er als Maler nur ein gewandter Nachahmer des Mich. Angelo war. Seine berühmtesten Bilder sind: ein Abendmahl, im Dom zu Arezzo, und mehrere im Palazzo vecchio in Florenz und im Vatican in Rom. Von Allem, was er in Florenz, Arezzo, Pisa, Venedig, Bologna, Rom u. a. O.. arbeitete, hat er selbst uns Nachricht gegeben. Wichtiger und anziehender für uns sind seine »**Vite de' più eccellenti pittori, scultori ed architetti**«, welche zuerst 1550 und in wiederholten Aufl. vermehrt erschienen. Sie sind noch jetzt sehr geschätzt wegen der in ihnen enthaltenen Nachrichten sowol als auch wegen der eingestreuten Bemerkungen über das Fortschreiten der Künste, von denen die Rede ist, wiewol den Verf. allerdings ein doppelter Tadel trifft: einmal, daß er in die Lebensgeschichten der ältern Meister viele Irrthümer, die jedoch durch den Mangel an bessern Nachrichten zu entschuldigen sind, aufgenommen; sodann, daß er die vaterländischen und die nicht toscanischen Meister nicht mit gleicher Gerechtigkeit gewürdigt, sondern diese gegen jene sichtlich in Schatten gestellt hat. Endlich ist auch der einfache, treuherzige Ton anziehend, in welchem V. erzählt. Noch besitzen wir von ihm eine Abhandlung über die Malerei und einiges Andre. Er starb 1574.

Vasco de Gama, s. Gama (Vasco de).

Ende des zweiundsechzigsten Bändchens.